

Trais-Horloffter Einblicke

Ein historisch angereicherter Streifzug durchs Dorf von Erich Schießmann



Ich stehe auf dem Wingertsberg, auch „Steinheimer Berg“ genannt: Ich schaue nach Westen, sehe das vor mir liegende Gelände, die Bahnstrecke, die „Steinheimer Gänsweid“, die Wiesen der Horlofffaue, die enge, kurvenreiche Straße an der Horloff, nehme zuerst den unübersehbaren See und dann das Dorf Trais-Horloff in den Blick, das seine Häuser erst hinter viel Grün von Bäumen, Sträuchern und Wiesen freigibt. „Hier ist kein Berg, wo die Aussicht frei ist. Hügel hinter Hügel und breite Täler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich.“ Was der damalige Gießener Student Georg Büchner für die Universitätsstadt 1834 aussagt, kommt mir beim Blick auf die hiesige Gegend in den Sinn. Doch verzweifelte Büchner damals an den politischen Verhältnissen auch im Darmstädter Großherzogtum, zu dem die Provinz Oberhessen mit Trais-Horloff gehörte. In den vergangenen 170 Jahren hat sich vieles, allerdings mit schrecklichen Rückschlägen, zum Besseren verändert, der Blick heute ist freier und unbelasteter. Das gilt selbst für die hiesige Natur in der nördlichen Wetterau, die nach einem Jahrhundert intensivster Braunkohlenausbeutung verändert zwar, aber doch weitgehend in Ruhe gelassen wird. Die Erinnerung an die Zeit Büchners gibt die Zielrichtung meines Spaziergangs vor: Der Anblick der Gegenwart soll die Vergangenheit beleben, das, was sich hinter manchen wahrnehmbaren Erscheinungen des Ortes verbirgt, soll – so weit möglich – freigelegt werden. So werden einige Traiser Straßen und Plätze, Häuser und Wiesen der überlieferten Erinnerung an Früheres übereignet. Nicht Büchners „Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem Gräßlichen Fatalismus der Geschichte“ ist also Ziel dieser Beschreibungen. Es geht auch nicht um eine schwärmerische Geschichtsnostalgie, die in Goethes „Werther“, der im benachbarten Wetzlar spielt, ihr Motto finden könnte: „Es ist wunderbar: wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Tal schaute, wie es mich rings umher anzog. - dort das Wäldchen! - ach könntest du dich in seine Schatten mischen! - dort die Spitze des Berges! - ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! - die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Täler! - o könnte ich

mich in ihnen verlieren! - - ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte.“

So ist es: Mein Streifzug startet am „Steilhang“ des „Steinheimer Berges“. Ich erinnere mich der kindlichen Herausforderung, ihn in den damals offenkundig schneereicheren Wintern mit Schlitten oder Ski und im Sommer auch mit dem ersten eigenen Fahrrädchen zu bezwingen. Vor der aufkommenden Sentimentalität bewahrt mich die Frage, was es mit dem daneben liegenden kleinen Basaltsteinbruch auf sich hat. Die Antwort finde ich in der mustergültigen Dorfchronik Friedrich Prokoschs von 1980: „Am 1. Oktober 1897 wurde die Strecke Hungen Friedberg eröffnet, zu deren Bau Steine im Steinbruch ‚Wingertsberg‘ gebrochen wurden.“ (S. 324) Genauso möchte ich meinen Spaziergang verstanden wissen, nämlich die heutigen Beobachtungen zur Erinnerung an das Leben, den Alltag und manche Besonderheiten der früheren Traiser Dorfbewohner zu nutzen. Für die angesprochene Bahnlinie muss nüchtern vermerkt werden, dass nach gut hundert Jahren Existenz jetzt kein Zug mehr auf ihr verkehrt, die hier gebrochenen Basaltsteine sind für ihren ursprünglichen Zweck unnütz geworden.

Das gilt nicht für die Gleise, die in Richtung Dorf zu überschreiten sind. Es verkehren im Stundentakt die Züge nach Gießen oder Nidda/Gelnhausen, selbst am Wochenende kann man wieder mit der „Eisenbahn“ fahren. Die Traiser Bahnstation wurde 1891 eingerichtet, nachdem man bereits 1863 mit dem Bau der Eisenbahnlinie Gießen-Gelnhausen in Teilabschnitten begonnen hatte. Bei deren Bau fanden einige einen Arbeitsplatz. Am 29.12.1869 wurde die Strecke Hungen-Lich-Gießen in Betrieb genommen, am 29.6.1870 fährt der Zug nach siebenjähriger Bauzeit bis Nidda, am 30.10. des gleichen Jahres bis Büdingen und am 30. November 1870 bis Gelnhausen. Heute hat Trais-Horloff nur noch eine Haltestelle, die Fahrkarten kauft man sich am Automaten des RMV. Das frühere Dienstgebäude mit seinem kleinen Fenster zum Fahrkartenschalter im Warteraum und dem unwiederbringlichen Eisenbahngeruch wurde vor vielen Jahren abgetragen. Früher war der Bahnübergang mit Schranken gesichert, die von einem Schrankenposten aus bedient wurden. Gegenwärtig befinden sich dort Halbschranken und eine automatische Blinklichtanlage.



Im ehemaligen Wohngebäude des Bahnhofs residiert ein sehr nützlicher Verein, der sich um die Restaurierung des Bahnhofgebäudes selbst und vor allem um die es umgebende Natur sehr verdient gemacht hat. Es handelt sich um das Hungener Naturschutzzentrum, das seit ca. 15 Jahren als Treffpunkt und Veranstaltungszentrum dem Leitmotiv „Global denken, lokal handeln“ dient, um zu einer „lebensfähigen und erlebenswerten Umwelt“ beizutragen. Die Bahnlinie durchquert die „Gänsweide“, ein Feuchtbiotop als Naturschutzgebiet.

Beim Überschreiten der Straße werde ich mit einer der vielfältigen Aktivitäten des Zentrums konfrontiert, muss ich doch über einen Amphibienschutzzaun steigen, der Frösche, die Laichplätze aufsuchen, vor dem Überfahren schützt. Sie werden stattdessen in einen kleinen Tunnel unter der Straße umgeleitet.

In unserer Zeit sind besondere Vorrichtungen zum Schutz der Natur und Lebewesen notwendig, erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden die Straßen als Verkehrsadern für Handel, Nachrichtenaustausch und Begegnung im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt ausgebaut und damit der Natur abgerungen. Nicht nur Staats- und Provinzialstraßen (heute Bundes- und Landstraßen) wurden in Angriff genommen, sondern auch der Bau von Verbindungsstraßen von einem Ort zum anderen. Man nannte sie damals Vicinalstraßen (lat. vicus - das Dorf). Auf Druck der Kreisverwaltung bemühte sich auch die Gemeindeverwaltung von Trais-Horloff um „die Herstellung guter Wege zu den Nachbardörfern“. Das kostete eine Menge Geld, das der Gemeinderat damals nicht so ohne weiteres ausgeben wollte und konnte.

Die Idee, es bei einfachen Feldwegen zu belassen, fand nicht den Gefallen der Kreisbehörde in Hungen. Chaussierte, mit Pflaster befestigte Wege waren die Vorgabe, die bei schlechtem Wetter und jeder Jahreszeit befahren werden konnten. Die Idee des Gemeinderats bestand darin, nach Utphe, Inheiden und Bellersheim die seit 1788 existierende Staatsstraße zwischen Friedberg und Hungen zu nutzen und lediglich die Anbindung dorthin von ca. einem Kilometer zu finanzieren. Übrigens wurde zur Kostendeckung für den Straßenbau auf diesen neuen Straßen von 1824 bis 1865 ein Chausseegeld (Weggeld) erhoben. Solche Weggeld-Erhebstellen gab es in unserem Raum in Hungen, Inheiden, Utphe und auch am Traiser Kreuz. Man darf sich angesichts aktueller Diskussionen fragen, ob dieses System demnächst nicht zum Vorbild genommen und die Maut im 21. Jahrhundert wieder eingeführt wird.

Doch selbst diese Straße erwies sich als zu kostspielig, war doch 1839 die alte Riedbachbrücke eingestürzt, für deren Neubau 1000 Gulden auf Anordnung der nunmehr Hungenener Kreisbehörde bereitgestellt werden mussten. Der kluge Ausweg Bürgermeister Düringers wird in seinem Schreiben vom 5. März 1843 an den Hungenener Kreisrat deutlich: „Schon immer muß ich die allgemeine Klage hören, dass es keinen ernsten Vorstoß gebe für die Verbindung des Ortes mit der Chaussee, wobei Trais-Horloff jährlich einen bedeutenden Schaden erleide an der Verwendung seiner Produkte, weil zur Hauptzeit des Absatzes im Frühjahr und Herbst der Weg bis zur Chaussee unbefahrbar sei und deshalb alle Käufer von Produkten Trais bloß des schlechten Wetters wegen meiden. Um diesen Nachteil für die Gemeinde Trais möglichst bald abzustellen, stelle ich den Antrag, die 1000 Gulden für den Brückenbau für einen Vicinalweg zur Provinzialstraße zu verwenden; denn die derzeitige Notbrücke unterhält die Communication vollständig, und der Neubau kann deshalb noch einige Jahre verschoben werden.“ Auch wenn heutzutage angesichts des baulichen Zustands der Brücke ein anderer Eindruck vorherrschen sollte, wurde die provisorische Holzbrücke inzwischen durchaus erneuert. Man begann 1843 nach der Genehmigung aus Hungen mit der Vermessung des Weges zum Kreuz. Da 63 Grundstücke betroffen waren, musste reichlich und kompliziert wegen der Aufteilung Entschädigung gezahlt werden. 1846 wurde der „262 Klafter lange chaussierte Weg“ vom damaligen Ortsausgang bis zur Staatsstraße ohne Maschinen nur in Handarbeit fertiggestellt.

Dagegen machte der „Verbindungsweg“ nach Steinheim, auf dem ich schlendere, Trais kein Problem. Auf dem zur Verhütung von Überschwemmungen schon früh erhöhten Ostufer der Horloff führte ein Weg von der Horloffbrücke bis zur Horloffschleuse (Abzweigung des Lehngrabens) in der Nähe des Bahnhofs. Dort aber begannen schon die Gemarkungen von Rodheim und Steinheim, die ja nach der hessischen Verordnung über den Bau von Vicinalwegen innerhalb ihrer Gemarkung für Bau und Unterhaltung dieser Wege aufzukommen hatten.

Für den Fluss galt seit langem das Fischereirecht. Nach der „Fischereyordnung“ von 1692 wurde ein Fischmeister für die Überwachung der Bäche und anderer Gewässer eingesetzt. Wer unerlaubt Fische oder Krebse stahl, hatte mit drakonischen und grausamen Strafen zu rechnen. So wurde dem Fisch- oder Krebsdieb, wenn er erwischt wurde, mit einem glühenden Eisen ein Fisch oder Krebs auf den Rücken gebrannt.

Viel später, 1951, beantragt der Fischereipächter Richard Kraft, die Pacht für 1950 „wegen Schädigung des Fischbestandes durch bisher unbekanntem Einfluß“ zu erlassen. Das Fischsterben in der Horloff setzte 1950 ein. Im Mai meldet der Bürgermeister, dass auch im Traiser Abschnitt der Horloff tote Fische, auf der Wasseroberfläche treibend, gesehen wurden. Die Nachforschung über die Ursache blieb ergebnislos. Der Bürgermeister verweist auf die „rückwärtigen Gemeinden“, dort sei eventuell die Ursache zu finden. Trais-Horloff leite keine Abwässer in die Horloff ein. „Der Grad der Verschmutzung der Horloff nahm von Jahr zu Jahr zu, so daß die Horloff statt des früher klaren Wassers eine dunkle, stinkende Brühe mit sich führt, was besonders im Sommer zu einer unerträglichen Geruchsbelästigung der Bewohner des unteren Ortes führt. Heute ist das Fischen nur noch im See möglich, da durch die Verschmutzung der fließenden Gewässer dort kein Fisch mehr zu finden ist.“ Das stellt Prokosch in seiner Dorfchronik aus den siebziger Jahren zur 1200-Jahrfeier fest. Viele Traiser werden sich heute noch an den sommerlichen bestialischen Gestank erinnern, der von der Horloff ausging. Auch die Färbungen des Wassers sind je nach Auftragslage des einschlägigen Hungener Unternehmens unvergessen. Die extreme Umweltverschmutzung war mit Nase und Auge wahrzunehmen. Nach dem Bau des „Jahrhundertwerks“ der Kläranlage in der Nähe der Utpher Mühle horloffabwärts und der Fertigstellung des enormen Zuleitungssystems 1981 gehört diese Erfahrung auch schon zur Geschichte des Dorfes.

Noch 1978 stellt der Autor Guntram Vesper in den subjektiven Beschreibungen seines Romans „Nördlich der Liebe und südlich des Hasses“, die hauptsächlich in dem Nachbarort Steinheim spielen und dort – wie zu hören war - sehr kritisch aufgenommen wurden, die Situation an der Horloff und am Traiser See in einer Art ökologischer Endzeitstimmung dar: „Oft kommt die Rede auf das Wasserwerk in den Wiesen bei Ulfa [gemeint dürfte Inheiden sein]. Dort nennt sich noch der letzte Erdarbeiter Angestellter im öffentlichen Dienst, sagen die Pendler. Während der Arbeit fahren die mit dem Laster nach Friedberg und Nauheim und bauen den Ingenieuren die Häuser, schweißen ihnen die Ziergitter, richten ihnen die Zäune auf. Das ganze Wasser wird nach Frankfurt gepumpt, während hier der Boden zwei Meter tief aufreißt und die sumpfigen Wiesen zur Steppe vertrocknen. Die Störche sind weggeblieben, und wann siehst du noch Reiher, die früher beinahe auf jeder Eiche saßen. Käuzchen, Hirschkäfer, Fledermäuse, Feuersalamander, Gabelweihen, Steinmarder, es gibt zu viel, was unsere Enkel nicht mehr erleben werden. Alles wird kaputtgemacht. Der Wald abgeholzt, die Feldwege unter Teer verschwunden, die Obstbäume verkommen oder umgemacht, das Land zersiedelt, besprüht, gespritzt, überdüngt, vergiftet. Dazu der Tagebau, der immer näher kommt. Schon kann man nachts die Bagger hören, ihre

Scheinwerfer sehen. Das ganze Grundwasser läuft dorthin. Und wenn die Kohle aus dem Boden ist, gibt es einen See wie den bei Inheiden. Wer dort Land hat, es muß nicht am Ufer liegen, verkauft Fetzen von dreißig oder fünfzig Quadratmeter an Interessenten aus Frankfurt, Offenbach und Gießen.

Und eines Tages macht sich der Bauer, der Mann, der den Boden verkauft hat, auf den Weg zum See, um nachzusehen, was aus seinem Feld geworden ist. Erstaunt, völlig verständnislos durchquert er die zusammengedrückte, überfüllte Siedlung. Und dabei haben die doch schmiedeeiserne Zäune, schöne Laternen, das würde mir auch gefallen, sogar ein paar Schwengelpumpen habe ich gesehen, genau die gleichen hat es früher bei uns im Dorf gegeben. Andererseits der unglaubliche Gestank aus der stehenden, dunkelblauen Horloff, der Krach, die vielen Hunde, die Grills. Wenn da einer die Arme ausbreitet, kriegen seine beiden Nachbarn Kinnhaken. Wie müssen die Leute in der Stadt leben, wenn das hier besser sein soll. Das viele Geld. So die Gespräche.“ (S. 81 f.)

Man muss sich nicht mehr die Nase zuhalten und kommt trockenen Fußes über Brücken nach Trais – vorausgesetzt, es herrscht kein Hochwasser. In vergangenen Zeiten musste man sich mit

Furten (seichte Übergänge) durch die Bäche und Flüsse begnügen. Für die Traiser Brücken holte man das Holz gewöhnlich aus dem Langder Wald.

Brückenreparaturen hatten fast jährlich in den Haushaltsplänen ihren festen Platz, und die Ausgaben waren oft ganz erheblich. Durch die fast jährlich im Frühjahr von der Horloff verursachten Überschwemmungen wurden die Brücken sehr oft in Mitleidenschaft gezogen.



verursachten Überschwemmungen wurden die Brücken sehr oft in Mitleidenschaft gezogen.

Über die 1783 an der heutigen Stelle neu gebaute Horloffbrücke, auch Sauerbornbrücke genannt, gelange ich auf eine Halbinsel, die von der Bahnlinie bis fast zur Utpher Mühle reicht. Denn neben der Horloff begrenzt „die (Ried)Bach“ als ein Seitenarm der Horloff das Land. Zwischen beiden Gewässern lag früher die Allmende „In den Rödern“, das der Gemeinde gehörende Wiesengebiet, das bis 1830 nur von den Besitzern der alten Traiser Häuser genutzt werden durfte. In der Nähe des früheren „Lichthäuschens“ lagerten bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts regelmäßig Zigeuner, aus Gründen der politischen Korrektheit jetzt Sinti und Roma genannt. Viele Befürchtungen und Klischees umrankten ihre Aufenthalte in Trais wie anderswo auch. So wurde die Wäsche in Sicherheit gebracht oder die Kinder wurden versteckt, wenn die Kolonnen mit schweren Limousinen und großen Wohnwagen anrückten oder in fernerer Vergangenheit „mit einem Karren, den sie selber schoben, andere auch mit einem plangedeckten Wägelchen, das von einem mageren, abgetriebenen Gaul gezogen wurde, manchmal auch nur Mann und Frau mit einem Kinderwägelchen. Immer war man froh, wenn sie wieder abzogen oder von der Gendarmerie über die Kreisgrenze abge-

schoben wurden“. (Düringer, S. 133) Kontakte zu den Reisenden gab es seitens der Einheimischen wenig, nur bei ganz wenigen besonderen Anlässen, wie z.B. einer Hochzeit, überwand man die gedankliche Barriere und war von der Festkultur der Zigeuner bleibend angetan.

Auf dem früheren Lagerplatz befindet sich seit etwa zehn Jahren unter anderem ein ausrangierter Bauwagen, der – gewiss ohne eine symbolische Deutung zu beanspruchen – von einem mittlerweile stark verblasenden Bild der nördlichen Traiser Dorfansicht mit Kirche verschönert wird. Es handelt sich weniger um eine Reminiszenz an die alte Nutzung des Platzes als vielmehr die Unterkunft des sehr rührigen Altherren-Stammtisches der „Grenzgänger“, auf den ich später zurückkomme.

Heute eröffnet sich dem Betrachter auf der Straße beim Blick nach links oder rechts ein zwiespältiges Bild, reihen sich doch mehr oder weniger gepflegte Holzhäuschen ziemlich ungeordnet durcheinander. Sie gehören Sommerfrischlern hauptsächlich aus dem Frankfurter Raum und der südlicheren Wetterau, die hier gerne ihre Wochenenden oder auch Urlaub in der Nähe des Sees verbringen. Seit Anfang der sechziger Jahre tragen sie dazu bei, den verpachtenden Landbesitzern nicht nur zu Extraeinnahmen zu verhelfen, sondern auch die dörfliche Gemeinschaft positiv zu beleben.

Der Bach führte früher klares, sauberes Wasser, das die Bewohner zum Gießen, Wäschewaschen und Bleichen der Leinenstücke verwendeten, während es für das Vieh – auch für spielende Kinder - eine willkommene Tränke darstellte. Damit und mit dem Wasser zum Feuerlöschen war das Bächelchen für die Traiser immer schon wichtiger als die entferntere Horloff. Heute stellt das Bachbett an vielen Stellen ein wild wucherndes Biotop dar.

Der seichte Durchgang durch „die Bach“ wurde durch die Riedbrücke ersetzt, die unter verschiedenen Namen erscheint: Brücke beim Brauhaus, Brücke über die Flachsbach (früher wurde im Riedbach der Flachs gewaschen), Brücke über die Riedmüllerbach, Brücke über die „Kleine Bach“. Damit

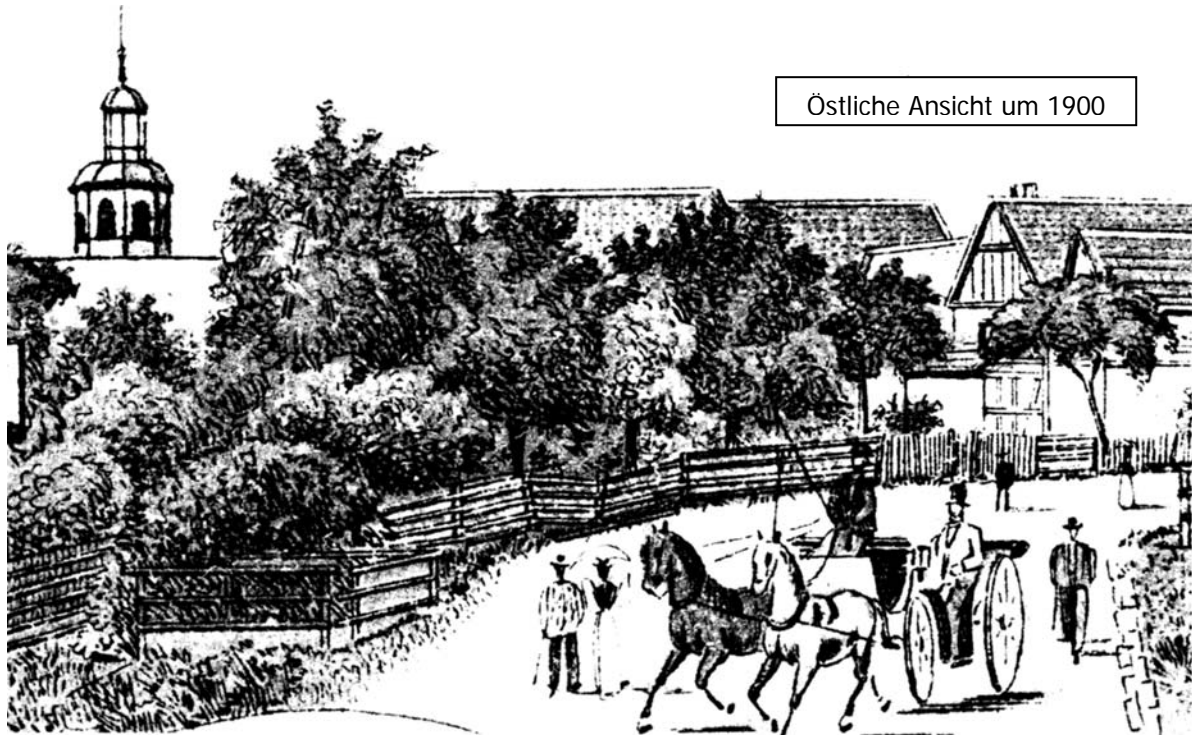


erreiche ich den östlichen Ortsanfang. Und womit begann das Dorf? Natürlich mit dem Brauhaus. Dazu gleich mehr.

Wie aber waren die Ortsstraßen beschaffen? 1842 werden sie für 200 Gulden mit Steinen überdeckt. Dieser Zustand hielt lange an, denn erst 1959 werden die Stra-

ßen auch im Unterdorf nach Fertigstellung des Abwasserkanals geteert. Ab 1860 werden Hausnummern zur Orientierung und besseren Zuordnung angeschafft, ein System, das in der heutigen Informationsgesellschaft keineswegs mehr vermisst werden könnte. Die Staatsstraße wurde vor dem Ersten Weltkrieg in Richtung Inheiden neu gepflastert, im Jahre 1927 das Stück vom Kreuz bis Utphe. Um 1960 wurde die Straße geteert und Mitte der 60-er Jahre aufgrund des rasant wachsenden Autoverkehrs verbreitert. Auf dem Bürgersteig gehe ich zum Ort.

Indem ich mich den ersten Häusern nähere, bekomme ich Durst. Ist es das viele Wasser, das mich den gesamten Weg entlang begleitet hat, oder ist es die Ahnung, dass schon das erste Traiser Haus früher viel und lange mit einer unmäßigen Getränkeherstellung zu tun gehabt hat?



Östliche Ansicht um 1900

Bis 1842 hatte Trais-Horloff - wie so manche andere Ortschaft auch - ein Brauhaus. Es stand auf dem heutigen Grundstück von Elli und Hermann Weber, Eltern des jetzigen Bürgermeisters der Stadt Hungen, Klaus-Peter Weber. Sein Geburtshaus ist seit 1860 als das Wohnhaus Baumbach bekannt. Auf der Fläche von 176 m² wurde nach der Erlaubnis des Laubacher Grafen Friedrich Ernst Bier in heute kaum mehr vorstellbaren Mengen gebraut. Um etwa 1700 ordnete dieser an:

„Das Brauhaus und Brauzeug soll gemein seyn (für die ganze Gemeinde zugänglich sein) und deshalb von der ganzen Gemeinde angeschafft und erhalten werden. Ein jeder soll zum Brauen zugelassen werden. Das Bier oder Getränk soll nicht im Amt verkauft werden, sondern was nicht konsumiert oder verzapft wird, sollen sie außerhalb verkaufen. Alles unordentliche Wesen und Gesöff sowohl in Privathäusern als auch im öffentlichen Wirtshaus soll unterbleiben. Der Wirt soll sonntags und an den Feiertagen keine Gäste setzen, andernfalls er bei Übertretung der von uns herausgegebenen Edikten gegen das eines Christen unanständige Saufleben, die Völlerey und Sonn- und Feiertagsentheiligung bestraft würde und sie das Recht des Brauens und Zapfens verlieren könnten.“

Wasser, Gerste und auch Hopfen waren als Rohprodukte vorhanden, denn auch Hopfen wurde in der hiesigen Region angebaut. Nach Prokoschs Recherchen waren

zu einem Gebräu 5 Malter Gerste notwendig (1 Malter = 160 Pfund), es ergab 10 Ohm oder 1600 Liter Bier. 1814 braute der Gerichtsschöffe Johannes Schmidt aus Trais-Horloff 8 Gebräu, d.h. 80 Ohm und damit 128 Hektoliter Bier! Bier war tägliches Getränk, bei weitem nicht so stark wie heute und wurde so notwendig wie Brot erachtet. Da der Gemüse- und der Kartoffelanbau erst allmählich bekannt wurden, verwendete man zur Herstellung vieler Speisen Bier. Damals spielte das Bier bei der Ernährung der Menschen eine bedeutende Rolle; sehr beliebt waren zu dieser Zeit insbesondere die Biersuppen. Genau war festgelegt, was den Frondienst leistenden Leuten neben dem Essen an Bier zustand. Jedes Dorf hatte sein brauberechtigtes Nachbardorf, wo es sein Bier zu holen hatte, das zur Kirmes, Hochzeit, Kindtaufe und zu jedem anderen Fest nötig war. Kaffee, Tee, Kakao waren noch nicht entdeckt, Branntwein wurde lange noch als Arznei verabreicht und Wein war, von Ausnahmen abgesehen, für Adel und Reiche da.

Pro Gebräu waren 15 Kreuzer an die Gemeinde zu zahlen. Als Erlös aus dem Brauhaus verzeichnet die Gemeinde 1833 einen Betrag von 33 fl. 45 Kreuzer. Wenn man von 15 Kreuzer pro Gebräu ausgeht, so wären das im Jahre 1833 etwa 135 Gebräu (unvorstellbare 216.000 l!) bei ca. 200 Einwohnern, eine Menge, die man nach heutigen Trinkgewohnheiten nie und nimmer bewältigen könnte. Der Export des Traiser Bieres in die anderen Ortschaften muss gewaltig floriert haben... Von diesen Unmengen ist nichts mehr zu sehen, geschweige denn zu trinken da. Mit durstiger Kehle mache ich die wenigen Schritte zum Platz des ehemaligen Hauses mit der Gemeinde-Hirtenwohnung für den Gänsehirt und der Gemeindewaage. Die Gemeindewaage in Trais-Horloff war früher im Mehlwiegehaus untergebracht. In alten Grundbüchern wird es auch als Gänsehirttenhaus oder „Gans-Häuschen“ bezeichnet.

Es ist Phantasie gefragt bei der Rekonstruktion des Gebäudes, vor allem von den Jüngeren, die nur noch den kleinen Parkplatz vor der Abzweigung der Sauerbrunnengasse kennen, an dessen Stelle bis in die siebziger Jahre das baufällige Haus stand.



Für die ländliche Bevölkerung war eine öffentliche Waage unerlässlich. Für den einzelnen wäre die Anschaffung einer Waage zu kostspielig gewesen. So gab es wohl in jedem Ort eine Gemeindewaage. Hier konnte dann jeder seine Frucht und sein Mehl wiegen, das er aus der Mühle bekommen hatte. Als Waage benutzte man eine Laufgewichtswaage, die an der Decke hing, denn Dezimalwaagen waren sehr teuer. Um die vorletzte

Jahrhundertwende wurden dann für schwere Lasten wie Vieh oder Wagenfahrten die sogenannten Brückenwaagen angeschafft. Der Waagenmeister, regelmäßig der Ortsdiener, musste jedem Bewohner seine für die Mühle bestimmte oder zu verkaufende Frucht ohne Gebühr wiegen, ebenso das von der Mühle erhaltene Mehl. Ortsfremde hatten dagegen zu zahlen.

Der Gänsehirt sammelte seine „Schützlinge“ mit einer Holzklapper. Er hatte vom 1. April bis 1. November „jeden Tag mit Ausnahme Kirmese Montag und Ortenberger kalte Nacht“ um 11 Uhr die Gänse in den Pferch zu bringen und „nicht vor 6 Uhr abends einzutreiben“. Für jede Stunde, die nicht gehütet wird, verhängt die Ortspolizeibehörde eine Buße von 20 Pfg. Dass der Dienst des Gänsehirtens auch kontrolliert wurde, zeigt folgender Vermerk des Bürgermeisters Bornmann aus dem Jahre 1903: „Den 15. Juli Johannes Bley um 2 ½ Uhr noch Gänse gesehen (die nicht im Pferch waren!), 40 Pfg. Strafe, desgleichen am 16. Juli um 3 Uhr, 20 Pfg. Strafe“. Es herrschten strenge Sitten, wenn man erwischt und in das sogenannte „Frevelbuch“ eingetragen wurde.

Die Gänse wurden auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg auf der „Gänsweid“ in der Nähe des heutigen Kiosks am See zwischen Horloff und „Bach“ gehütet. Sie waren bei weitem nicht nur als Martinsgans oder für den Weihnachtsbraten vorgesehen. Wenn der Gänsehirt gegen Abend die Herde losließ, mussten die Dorfbewohner den im Tiefflug ankommenden Gänsen aus dem Weg springen. Sie hinterließen dann eine kräftige Staubwolke, da die Straße noch nicht asphaltiert war.

Hintergasse

„Genaugenommen sehe ich das Dorf von außen, die Menschen vor allem. So, als würde ich abends von der Gasse aus durch die Fenster in die erleuchteten Stuben gucken. Vieles bleibt rätselhaft. Vieles vermute, errate, ergänze ich auf Verdacht, auf gut Glück. Wie nähert man sich der Wirklichkeit. Und wie beschreibe ich diese Annäherung und die Wirklichkeit selbst. Unablässig das Problem der Wahrheit. Ich gehe nahe heran, oder ich beschreibe, was in der Nähe liegt. Die Hintergasse.“ (Vesper, S. 83)

Ordnung und Sicherheit mussten immer schon sein, vorzugsweise in den Zeiten des in Deutschland besonders ausgeprägten Obrigkeitsstaates und der damit einhergehenden Untertanenmentalität der Bürger. So passte es nur zu gut, dass in Trais-Horloff Rathaus mit Ortsgefängnis und Arrestzelle in einem Haus untergebracht waren, und zwar in einem Teil des heutigen

Anwesens von Paul Krieger gegenüber dem Wohnhaus Wießner.

Das Haus beherbergte bis 1848 das Traiser Schulhaus, danach wurde es zum Rathaus umgewidmet. Die Hofreite zog sich von der Hintergasse bis zur Vordergasse und



gehörte bis 1785 dem Schultheiß Johann Friedrich Raab.

Die Scheuer verkauft Johann Friedrich Raab 1783 an den Schulmeister Volp, 1844 kauft die Gemeinde die halbe Scheuer, die andere Hälfte und der Stall gehören Joh. Heinr. Dietz und Jost Weber von der Neumühle. Diese Hälfte kauft 1857 Johann Wilhelm Hublitz.

Das alte Wohnhaus wird 1785 abgebrochen und das Schulhaus nebst Nebenbau errichtet.

Der Bürgermeister musste in dieser Zeit das Amtslokal selbst stellen. Erst als die heutige alte Schule 1848 neu gebaut worden war, konnte man die frühere Schule in der Hintergasse anders nutzen. Da war zum einen ein Ersatz für das alte Backhaus, dessen Ofen 1854 eingestürzt war, zu schaffen. Im Erdgeschoss der alten Schule konnte ein neuer Backofen errichtet und die Gemeindebäckerei dorthin verlegt werden. Zum andern bot sich die frei gewordene Lehrerwohnung im Obergeschoss für die Amtsräume des Bürgermeisters an, zumal die Schulstube schon in früheren Jahren als „Rathsstube“ benutzt worden war.

Im Erdgeschoss hatte man außerdem eine Arrestzelle eingerichtet, denn der Bürgermeister konnte als Ortspolizeibehörde mit Hilfe seines Polizeidieners Personen festnehmen und vorübergehend einsperren lassen.

Wer bei einer Straftat ertappt wurde, wurde von der Ortspolizei zunächst im Ortsgefängnis zur Sicherheit verwahrt, bevor er dem zuständigen Gericht vorgeführt wurde. Die Bewachung dieser Person war Angelegenheit der Gemeinde, denn das Ortsgefängnis unterstand dem Bürgermeister.

Die Verpflegung der Gefangenen war minimal:

Morgens $\frac{1}{2}$ Pfund Brot aus $\frac{2}{3}$ Korn und $\frac{1}{3}$ Gerstenmehl und Wasser, mittags $\frac{1}{2}$ Pfund Brot und 2 Schoppen „substantiöser“ Suppe oder Gemüse, abends $\frac{1}{2}$ Pfund Brot oder abwechselnd 1 Pfund Kartoffeln mit $\frac{1}{2}$ Lot Salz. Alle 14 Tage gab es 8 Lot Fleisch ohne Knochen.

1949 war das Rathaus baufällig geworden. Planungen für einen Neubau in der Nähe der Schule zwischen den Häusern ehemals Nieß und Mogk scheiterten an den leidigen Finanzen, ebenso verwarf man das Vorhaben, das Spritzenhaus in Nähe des Friedhofs um ein Stockwerk aufzustocken. Schulden wollte man nicht machen. Aber eine Unterbringung von Bürgermeister Wilhelm Schneider musste ab dem Sommer 1951 „dahier“ beschleunigt angegangen werden, denn das marode Rathaus in der Hintergasse brach zusammen. Eine endgültige Lösung gab es jedoch erst, nachdem die Familie Weber aus der Wohnung im alten Schulhaus ausgezogen war. Am 12.6. 1954 wurden die Gemeindeverwaltung und das reichhaltige Archiv in die leer gewordenen Räume verlegt, die bis zum heutigen Tag dem Ortsvorsteher als Amtsräume dienen.

Das Grundstück des alten Rathauses wurde an Bäcker Heinrich Krieger verkauft.

Wer im gegenüberliegenden Saal Wießner bei entsprechenden Festivitäten zu tief ins Glas geschaut und sich übermütig daneben benommen hatte, hatte es nicht weit bis zur ernüchternden Arrestzelle. 1913 erhielt der Wirt Heinrich Hahn (später Wießner) die Genehmigung zur Konzessionserweiterung „zu dem Saalbau“, da „ein Bedürfnis zur Zeit vorliegt, indem uns seither an solchem geeigneten Raum zur Abhaltung von Hochzeiten, Versammlungen und dgl. fehlte“. Trais-Horloff war durch den Bergbau und viele zugezogene Grubenarbeiter stark gewachsen: Während 1885 282 Einwohner zu verzeichnen sind, zählte man 1910 533 Bewohner, d.h. die Bevölkerungszahl verdoppelte sich innerhalb einer Generation. Es handelte sich nicht nur um Arbeitskräfte, sondern auch Konsumenten, die im Rahmen ih-

rer spärlichen Freizeit auch Unterhaltungsbedürfnisse besaßen. Musik- und Tanzveranstaltungen waren gefragt und so auch die Räumlichkeiten dafür. Doch wie alles waren auch diese reglementiert. Selbstverständlich waren sie genehmigungspflichtig und eingeschränkt: Sie durften nicht vor 12 Uhr mittags, an Sonn- und Feiertagen nicht vor 16 Uhr beginnen und nicht länger als 12 Stunden dauern. Am Vorabend des 1. Advent, während der ganzen Advents- und Fastenzeit (außer an Markttagen, die in diese Zeit fielen), am 1. Feiertag der drei christlichen Feste sollte keine Tanzerlaubnis erteilt werden. Die Kontrolle bei öffentlichen Tanzveranstaltungen hatte die Gemeindepolizei (Bürgermeister und Polizeidiener). Man kann es unschwer erkennen, dass gewisse Regelungen oder Traditionen trotz weitreichender Liberalisierungen auch gegenwärtig noch gelten oder befolgt werden. Der Saal wurde allerdings in den siebziger Jahren geschlossen. Die größeren Veranstaltungen des Dorfes finden seit vielen Jahren in der Mehrzweckhalle außerhalb des eigentlichen Ortes statt.

Über eine Saalfeier wegen eines sechzigsten Geburtstags Ende der vierziger Jahre in Ulfa, die so oder so ähnlich in jedem Dorf hätte stattfinden können, schreibt deftig und anschaulich Vesper: „Eine Blaskapelle war da, es wurde getanzt, viel Bier getrunken, Haufen von Fleischwurst, Berge von Kartoffelsalat wurden aufgetragen und gegessen. So ein Fest muß man sehen, um daran glauben zu können. Heute noch, und damals erst recht, bei dem Hunger und den Sorgen.

Ich will nicht leichtfertig irgend etwas sagen, aber es sieht für den Außenstehenden tatsächlich so aus, als wären die Teilnehmer an solchen Festen nichts als Magen, Kehle und Geschlechtsorgan. Machst du mit, fällt dir nichts auf, du fühlst dich wohl. Etwas ganz Einfaches und dabei sehr Wildes breitet sich im Lauf der Stunden aus. Wen wundert es dann, wenn draußen in den dunklen Hofecken die Paare, Nachbar und Nachbarin, Schwiegersohn und Schwiegermutter, Schwager und Schwägerin, Vetter und Kusine mit den Kleidern rascheln und stöhnen. Es sind Nächte ungeheurer, ungezügelter Freiheit, und doch erwacht man aus ihnen mit den alten Gedanken an die Äcker, den Brotkasten, das Vieh im Stall. Aber darin liegt vielleicht der Sinn.“ (S. 117 f.)

Bevor ich meine Schritte zur Kirche lenke, deren imposanter Turm mich schon die gesamte Hintergasse hinauf begleitet, gehe ich in Gedanken zurück in die Zeit der bäuerlichen Arbeit im frühen 19. Jahrhundert, als Ausbeutung durch Abgaben, wirtschaftliche Verarmung, soziale Not und politische Unterdrückung auch in Trais-Horloff eine Reihe von Bewohnern dazu brachte, über den „Großen Teich“ nach Nordamerika auszuwandern. 1847 startet zum Beispiel eine große Auswanderungswelle, sodass



die Zahl der Traiser Schüler von 62 Kindern 1842 auf 40 Kinder 1858 zurückging. Die Aussichtslosigkeit in der Heimat ließ die Auswanderer ein völlig unbekanntes Risiko auf sich nehmen in einem Ausmaß, das die Deutschen insgesamt zur größten Einwanderergruppe in den USA anwachsen ließ.

Einen bleibenden Eindruck von der damaligen Situation gibt der Gießener Student Georg Büchner, der zusammen mit dem Butzbacher Pfarrer Ludwig Weidig die revolutionäre Flugschrift des heute weltbekannten „Hessischen Landboten“ verfasst und in Oberhessen verteilt. Mit dem flammenden Appell „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ versuchen sie nach den blutig niedergeschlagenen Aufständen 1830, so auch im nahe gelegenen Södel, die Bevölkerung zu agitieren, die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse mit Macht zu verändern. Um die Menschen in ihrer Alltagswelt anzusprechen, kleiden sie die Analyse der schreienden gesellschaftlichen Ungerechtigkeit in die Sprache der Bibel ein, denn diese ist selbst den einfachen Menschen aufgrund ihrer Frömmigkeit bekannt:

“Im Jahr 1834 sieht es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am 5ten Tage, und die Fürsten und Vornehmen am 6ten gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Getier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug und treibt ihn mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Äcker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogtum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden. [...] Dies Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen schwitzen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sei nötig die Ordnung im Staat zu erhalten. [...] Seht nun, was man in dem Großherzogtum aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten! 700,000 Menschen bezahlen dafür 6 Millionen, d.h. sie werden zu Ackergäulen und Pflugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.“

Der Hessische Landbote endet mit dem unverhohlenen Aufruf zur revolutionären, und sei es gewaltsamen, Veränderung der bestehenden Verhältnisse der feudalen Adelherrschaft: „Hebt die Augen auf und zählt das Häuflein eurer Presser, die nur stark sind durch das Blut, das sie euch aussaugen und durch eure Arme, die ihr ihnen willenlos leihet. Ihrer sind vielleicht 10,000 im Großherzogtum und Eurer sind es 700,000 und also verhält sich die Zahl des Volkes zu seinen Pressern auch im übrigen Deutschland. Wohl drohen sie

Der Hessische Landbote.

Erste Botenschaft.

Darmstadt, im Juli 1834.

Vorbericht.

Dieses Blatt soll dem heffischen Lande die Wahrheit melden, aber wer die Wahrheit sagt, wird gehent, so jagt der, welcher die Wahrheit liest, wird durch meinetige Richter vielleicht geast. Darum haben die, welchen dies Blatt zukommt, folgendes zu beobachten:

- 1) Sie müssen das Blatt sorgfältig außerhalb ihres Hauses vorher Polizei verwahren;
- 2) Sie dürfen es nur an treue Freunde mittheilen;
- 3) denen, welchen sie nicht trauen, wie sich selbst, dürfen sie es nur heimlich hinlegen;
- 4) welche das Blatt dennoch bei einem gefunden, der es gelesen hat, so muß er geflohen, daß er es einem dem Kreistuch habe bringen wollen;
- 5) wer das Blatt nicht gelesen hat, wenn man es bei ihm findet, der ist natürlich ohne Schuld.

Friede den Hütten! Krieg den Palästen!

Im Jahr 1834 sieht es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am 5ten Tage, und die Fürsten und Vornehmen am 6ten gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Getier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Äcker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogtum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden, als

1) Direkte Steuern	2,128,131 fl.
2) Indirecte Steuern	2,478,264 „
3) Domänen	1,547,394 „
4) Regalien	46,938 „
5) Geldstrafen	98,511 „
6) Verschiedene Quellen	64,198 „
	<u>6,363,363 fl.</u>

Dies Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sei nötig die Ordnung im Staat zu erhalten. Was ist denn nun das für gewaltiges Ding: der Staat? Wohnt eine Anzahl Menschen in einem Land und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat also sind Alle; die Ordner im Staate sind die Geseze, durch welche das Wohl Aller gesichert wird, und die aus dem Wohl Aller hervorgehen sollen.—Seht nun, was man in dem Großherzogtum aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten!

mit dem Rüstzeug und den Reisigen der Könige, aber ich sage euch: Wer das Schwert erhebt gegen das Volk, der wird durch das Schwert des Volkes umkommen. Deutschland ist jetzt ein Leichenfeld, bald wird es ein Paradies sein. Das deutsche Volk ist ein Leib, ihr seid ein Glied dieses Leibes. Es ist einerlei, wo die Scheinleiche zu zucken anfängt. Wann der Herr auch seine Zeichen gibt durch die Männer, durch welche er die Völker aus der Dienstbarkeit zur Freiheit führt, dann erhebet euch und der ganz Leib wird mit euch aufstehen.“

Die gewünschte Revolution brach erst im März 1848 aus, die in der Frankfurter Paulskirche daraufhin konstituierte Nationalversammlung scheiterte. Büchner und Weidig als auch ihre oberhessischen Mitstreiter wurden verfolgt. Weidig wurde festgenommen und kam im Darmstädter Gefängnis vermutlich durch Folter zu Tode. Büchner konnte fliehen, emigrierte ins freie Straßburg, promovierte als Arzt und starb bereits mit 23 Jahren 1837 in Zürich an Typhus. Heute sind nach Büchner und Weidig verdienstermaßen öffentliche Einrichtungen benannt. Ob die revolutionären Gedanken auch in Trais ein Echo fanden, ist nicht bekannt. Die Auswanderungen belegen jedoch, dass auch in diesem Dorf die Lebensbedingungen der „Erniedrigten und Beleidigten“ über die Maßen ‚mühselig und beladen‘ waren.

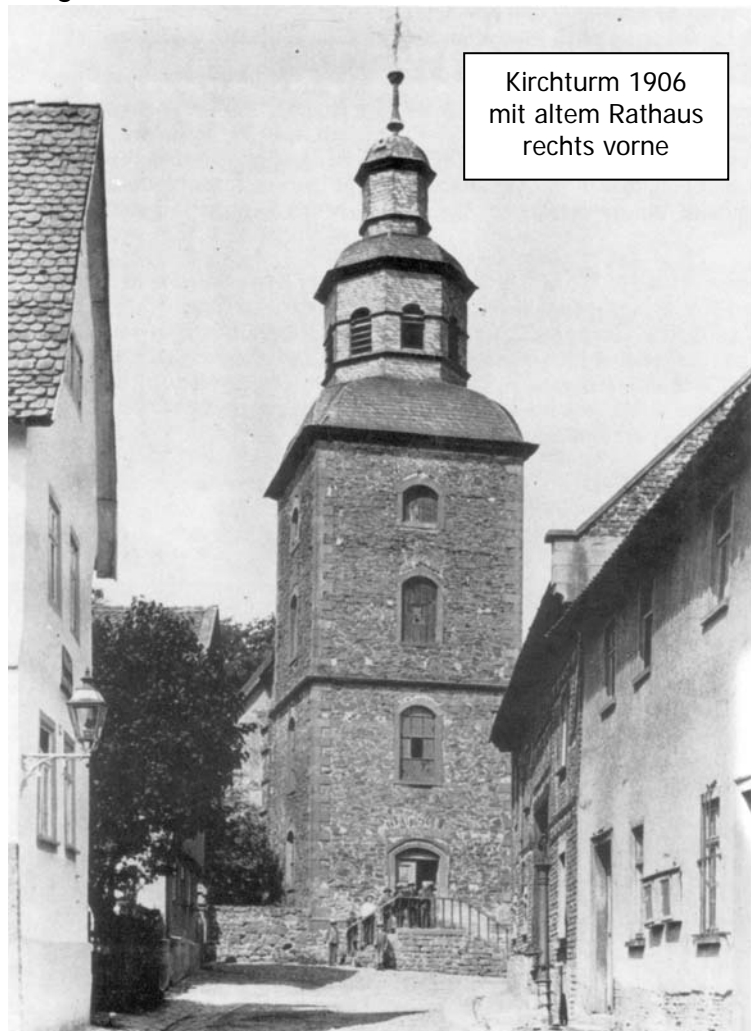
Kirche

Diese Erinnerung im Kopf bin ich nun bereit, mich auf die Kirche, das Wahrzeichen des Dorfs einzulassen. Die Kirche bildete über lange Jahrhunderte hinweg nicht nur wegen des Standortes den Mittelpunkt des dörflichen Lebens und der Gedanken der Menschen. Das Alter der Traiser Kirche lässt sich nicht eindeutig bemessen, hat sie sich durch Umbauten im Lauf der Zeit stark verändert.

Man vermutet, dass der bauliche Ursprung der Kirche eine wesentlich kleinere Kapelle war, von der noch die Wand in Richtung Süden, ein romanischer Torbogen und ein Weihekreuz stammen. Sie wird auf das 11. oder 12. Jahrhundert datiert. Im Holz der später eingebauten Emporen ist die Jahreszahl 1572 zu entdecken. Bei Renovierungs-

arbeiten fand man 1960 an der Westseite ein kleines Fenster im gotischen Baustil, dessen Herkunft auf das 13. oder 14. Jahrhundert zu beziehen ist. In der Decke fand man eine Öffnung, die darauf schließen ließ, dass an dem ehemaligen Dachreiter als „Turmersatz“ Glocken in das Kirchenschiff hinein hingen.

Der monumentale Turm wurde erst im frühen 18. Jahrhundert errichtet, indem der alte Chorraum zum Turm erweitert und in ihm eine Gruft für die gräfliche Familie zu



Kirchturm 1906
mit altem Rathaus
rechts vorne

Solms-Utpe geschaffen wurde, nachdem vorher das Kirchenschiff selbst verändert worden war. Die Umbauten, deren Kosten von den drei Rieddörfern aufgebracht werden mussten, sind gut dokumentiert in der Kirchenchronik.

Wertvolle Dokumente zu der jeweiligen Zeit wurden bei den Renovierungsarbeiten gefunden, so auch 1957 bei der Erneuerung des Turmhelmes Urkunden aus 1740 mit der Stiftungsurkunde des Grafen Christian August zu Solms-Laubach in lateinischer Druckschrift aus dem Jahre 1740 in der in der Zeit des Barock gebräuchlichen Emblematik zur Versinnbildlichung des Turmes:

Unter dem Schutze des
Dreieinigen Gottes
und unter der glückbringenden Regierung des
erlauchten Grafen und Gnädigsten Herrn
Christian August Graf zu Solms und Tecklenburg
Herr zu Münzenberg und Sonnenwald
wurde dem Turme dieser Kirche zu Trais an der Horloff
dessen Fundamente schon zwei Jahre vorher gelegt wurden
sodaß das Gebäude in der Tat im vergangenen Jahre
1739
vollständig aufgerichtet und zu Ende geführt wurde
Helm und Kreuz
in feierlicher Weise
1740
nachdem der kälteste Winter seit Menschengedenken
überstanden war
im Monat Mai aufgesetzt
unter den heißesten begleitenden Gebeten für das
beständige Glück des
erlauchten Grafen und gnädigsten Herrn sowohl
als auch der liebenswürdigsten erlauchten Gräfin und Herrin
Elisabeth Amalie Friederike
geborene Gräfin zu Ysenburg und Büdingen
nicht minder aber auch für die immerwährende Verkündung der
reinen Lehre
in diesem Gotteshause zum ewigen Heile so vieler Seelen
dieser Kirche von Trais, Utpe und Inheiden

(Übersetzung der lateinischen Urkunde, die im Jahre 1740 bei der Einweihung des Turmes der Traiser Kirche in den Helm des Kirchturms eingelegt wurde, nach Prokosch, S. 113,.)

Auf der Rückseite ist Folgendes zu lesen:

„Zu dieser Zeit, da dieser Knopf samt diesem Kreuz aufgesetzt wurde, galt:

Das Fuder Rheingauer Wein 200 rthler

das Achtel Korn 5 fl.

das Achtel Weizen 7 fl.

das Achtel Gerste 4 fl.

1 Meste Hafer 6 Batzen

1 Centner Heu 4 Kopfstk.

1 Bausch Stroh 5 Kreutzer

1 Ohm Bier 2 fl. 5 Batzen.“

Ein achtseitiger Bericht des damaligen Pfarrers Johannes Giebelhausen teilt die Einwohner Trais-Holoffs im Amt Utphe entsprechend ihrer Dienstbarkeit für die Feudalherrschaft in drei Kategorien auf, nämlich „Ackersleute und Einläuftige“ (Einspänner), die verpflichtet waren, dem Grafen verschiedene Fronarbeiten zu verrichten. Die dritte Gruppe war „Alters- und anderer Ursachen wegen von denen Acker- und Einläuftigen Diensten befreyt“. Dazu gehörten vor allem herrschaftliche Beamte und Bedienstete, wie Gerichtsschöffen und Kirchsenioren, der Schult- heiß, „Landreuter“, Bildmaler, Förster, Amtdiener, Koch, Kutscher, Hühnerfänger; ferner Gemeindebedienstete (Hirten), Müller und Bäcker und „so erst verheuratede“.

Im Jahr 1740 gab es folgende Familien in Trais-Horloff, für die in der Regel der Mann angegeben wird:

1 . Ackersleute

Jost Beuller, Kirchsenior	Johannes Mogk	Johannes Raab, junior
Jost Schmitt, sen. Gerichtsschöffe	Conrad Koch	Caspar Kraft
Johannes Schmitt	Johann Beuler	Joh. Gebhard Böcher, Gerichtsschöffe
Conrad Bornmanns Wittib	Johannes Kammer	Joh. Henrich Hochstein
Johann Junker	Albert Otto Fischer	Johannes Momberger
Balthasar Lang	Joh. Henrich Weber	Johann Steg
Johannes Stein	Jost Fritz	Joh. Michel Raab
Jost Hochstein	Joh. Henrich Schneider	Joh. Philipp Raab
Joh. Conrad Beuler	Jost Weber	Johann Raab III.
Joh. Conrad Hochstein	Johann Jacob	

2. Einläuftige

Henrich Hochstein	Johannes Schirderer	Joh. Henrich Raaben Frau
Joh. Gebhard Hochstein	Henrich Fritz	Caspar Jacob
Joh. Jost Schmitt	Joh. Henrich Kraft	
Mattes Beuler	Joh. Hermann Jacob	

3. Traiser Freye (Alters und anderer Ursachen wegen von den einläuftigen Diensten befreit)

Friedr. Ernst Bornmann, Kirchenbaumeister	Friedrich Schneider, Kuhhirt
Jost Schmitt, junior, so erst geheuratet	Eva Schneiderin
Johannes Raab, senior	Stoffel Götzingers Wittib
Hermanns Steins Wittib	Jost Raab
Joh. Henrich Bindewald hiesiger herrschaftl. Kutscher	Georg Caspar Wolf
Andres Kammer	Johannes Schäfer, Schweinehirt
Henrich Jacobs Wittib	Johannes Wolf, Gemeindebäcker

(Abschrift der am 27. Mai 1740 in den Helm des Kirchturms eingelegten Urkunde nach Prokosch, S. 114 f.; „Wittib“ bedeutet Witwe.)

Folgende Zusammenstellung soll die damalige Bevölkerungsstruktur nach der Zahl der Haushaltungen zeigen:

	Trais-Horloff	Utphe	Inheiden
Ackersleute	29	50	29
Einläufige	10	11	10
Befreyte	15	29	26
Haushalte insgesamt	54	90	65

Die Lebensumstände der Menschen wurden tiefreligiös gedeutet, im Glauben an ein besseres Dasein im Jenseits wurde das Diesseits ertragen. Arbeit und Leben hingen im Allgemeinen von den Jahreszeiten und damit den natürlichen Bedingungen ab. Der werk- und sonntägliche Tagesablauf wurde von der Zeit bestimmt, die die Turmuhr zeigte und mit dem Schlagwerk akustisch verbreitete. Sie gab der gesamten Gemeinde die Zeit vor, nach der man sich im Dorf und auf dem Feld richtete. In Trais war eine Uhr schon lange vor 1700 vorhanden, bevor der große Turm errichtet war.

Patronatsherr der evangelischen Kirche war der Graf zu Solms-Laubach, dessen Dynastie seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Reformation Martin Luthers für sich und damit sein Herrschaftsgebiet übernommen hatte. Er hatte das Recht, den Pfarrer einzusetzen und zu entlassen. Das galt auch für die Lehrer. Dieses Recht wurde durch die bürgerliche Revolution 1848 kurzfristig in Frage gestellt, aber erst nach der Etablierung der parlamentarischen Demokratie der Weimarer Republik 1918/19 abgeschafft. Doch musste sich Pfarrer Crull vor Antritt seiner Traiser Pfarrstelle 1932 noch beim Laubacher Grafen vorstellen. Die Verwirklichung von Änderungen dauert mitunter lange. Ob das etwas mit dem dörflich-ländlichen Charakter zu tun hat?

Am Ende einer längeren Einfahrt befindet sich links des Turms seit 1985 das „Schmuckstück“ des evangelischen Gemeindehauses, das an der Stelle der alten Pfarrscheune bei Konservierung von deren Fachwerkstruktur im Fassadenbereich gebaut wurde. Es dient kirchlichen Aktivitäten, Gesprächskreisen, der Konfirmandenunterrichtung als auch familiären Feierlichkeiten und bietet dafür einen anheimelnden Rahmen.

Daneben in Richtung Westen steht das Pfarrhaus, das 1926 bezogen wurde. Das alte Pfarrhaus, das sich nördlich der Einfahrt zum heutigen Kirchhof befand, war baufällig und musste abgerissen werden. Der Neubau sollte erst auf dem Platz des alten Pfarrhauses errichtet werden. Dann aber hätte der Pfarrer ausziehen müssen, was bei der herrschenden Wohnungsnot unmöglich war. So wurde es dann an den schon bestehenden Konfirmandensaal angebaut. Bei den Erdarbeiten fand man zahlreiche menschliche Gebeine in dreifacher Schicht übereinander, stellenweise recht gut erhalten. Besonders auffallend waren die vielen Schädel mit sehr guten Gebissen, „um die sie heute jedermann beneiden muß“. Dass die Toten in dreifacher Schicht aufeinanderlagen, belegte, dass die Gräberfläche immer knapper wurde und man sich allmählich nach einem anderen Standort umsehen musste.

Die Gebeine wurden in einem großen Grab nahe dem Turm wieder beigesetzt.

Der ursprüngliche Friedhof lag, wie es heute noch in manchen Orten der Fall ist, bei der Kirche. Er war der zentrale Friedhof auch für Inheiden und Utphe. Der den Älteren noch geläufige Name „Totenweg“ erinnert daran, denn auf diesem Weg wurden die Toten von Utphe auf einem Wagen zum Traiser Friedhof gebracht. Im ersten Drit-

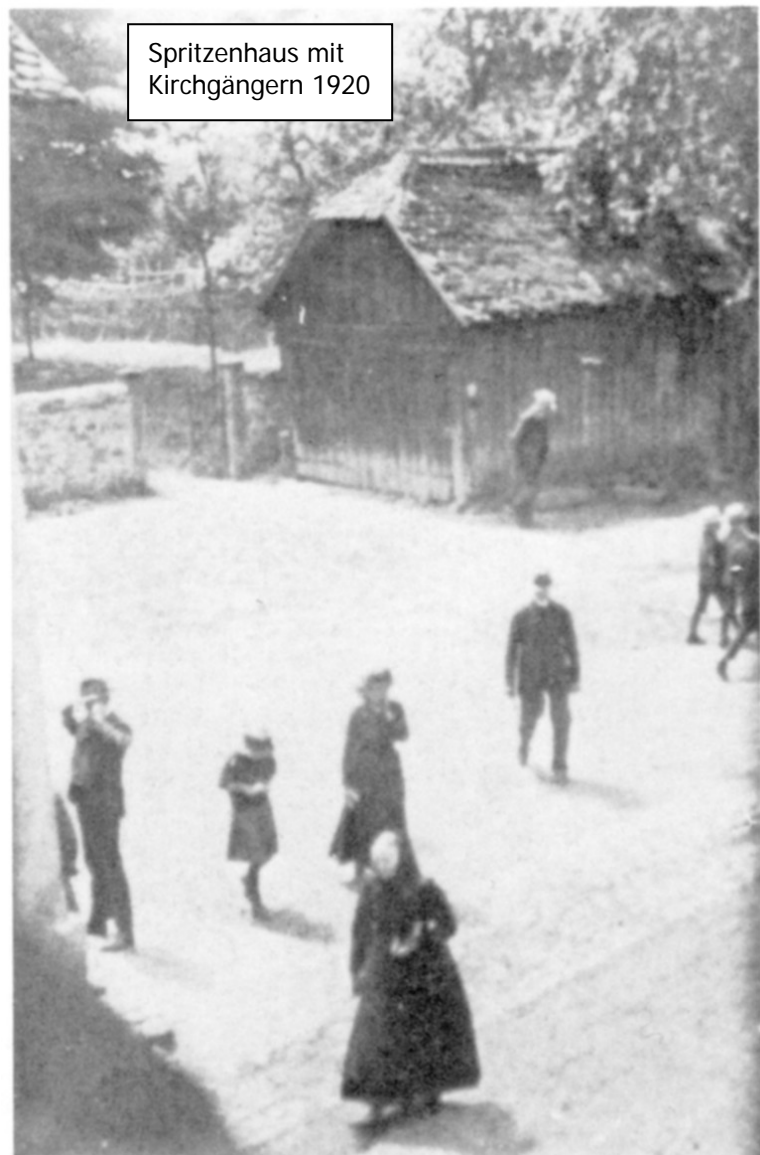
tel des 19. Jahrhunderts erhielten die beiden Orte eigene Friedhöfe. 1831 wurde der neue Traiser Friedhof am Inheidener Kirchenpfad eingefriedigt. Er war damit knapp 300 m von der Kirche entfernt. In den 1920-er Jahren war der Friedhof jedoch der Erweiterung des Braunkohlenabbaus im Weg, sodass er wiederum umgebettet wurde, und zwar an den heutigen Ort, der am 25. September 1927 eingeweiht wurde. Das Gelände des alten Friedhofs wurde Teil des Tagebaus und ist seit den 1950-er Jahren südliches Seegebiet.

Mit den folgenden Versen im Kopf, die aus Heinrich Heines Versepos „Deutschland – Ein Wintermärchen“, 1844 veröffentlicht, stammen, verlasse ich Kirche und Pfarrei:

„Sie sang das alte Entsagungslid,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.
Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenn auch die Herren Verfasser;
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.“

„Freier Platz“

Ehemals der Gemeinde gehörende Gebäude in Trais scheinen einer Gesetzmäßigkeit zu folgen, indem sie abgerissen werden und ihre Grundfläche zu Parkplätzen mutiert. Das ist bei der Gemeindewaage der Fall und gilt auch für den „freien Platz“ vor der Kirche, auf dem sich einstmals wichtige öffentliche Einrichtungen befanden. Er war der Versammlungsort des Dorfes, auf dem auch die obligatorische Linde gepflanzt war, die nicht nur in zahlreichen Volksliedern der deutschen Romantik zur Freude heutiger Gesangvereine besungen wurde, sondern auch dem Aberglauben nach vor Gewitter und Krankheiten schützen sollte. Die Dorflinde wurde Mitte des 19. Jahrhunderts durch eine Platane ersetzt, wie Düringer berichtet, weil nach altem Brauch der Schäfer mit



seinen Schafen unter der Linde seine Mittagsrast einlegte. Doch störte deren „Unner“, der Schafsdreck, sodass man eine neue Linde außerhalb des Dorfes am Ende der Riedgasse an der „Bach“ pflanzte. Befand sich doch auf dem Platz auch der Dorfbrunnen, an dem man für Mensch und Tier das lebenswichtige Wasser holte. Eine frühere Pumpe aus Holz wurde 1881 durch eine eiserne ersetzt, wie sie heute als Andenken am Rathaus zu sehen ist.

Neben dem Eingang zum Kirchhof an der Kirchhofsmauer befand sich das Spritzenhaus, das die alte Feuerspritze von 1755 beherbergte. Feuerleitern und –haken wurden an der Mauer aufgehängt, zu ihrem Schutz wurde später ein Pultdach angebracht. 1862 erfolgte ein Neubau des Spritzenhauses, der 1930 abgebrochen wird, nachdem man beim Friedhof ein neues Spritzenhaus mit Schlauchturm für 6425,-RM errichtet hatte. Heute sind die umfänglichen Feuerwehrrgeräte und –fahrzeuge in An- und Neubauten beim Rathaus untergebracht.

Direkt am Utpher Totenweg – als Abschluss des Dorfes nach Westen hin - stand das älteste Backhaus der Gemeinde, das wie alle anderen Wohnhäuser auch zwei Stockwerke hoch war. Zur gegenüber liegenden Hofreite Jacob betrug der Abstand 7 m. Das Erdgeschoss mit Backraum und Backofen betrat man vom Kirchplatz aus, oben wohnte der Gemeindegemeinde. Die Hofreite war geteilt: Hirtenwohnung und anliegender Schweinestall hatten 125 m², das Backhaus hatte eine Fläche von 100 m². Letzteres ist wahrscheinlich 1648, also nach Ende des 30-jährigen Krieges, erbaut worden. Im Gemeindearchiv befindet sich ein Dachziegel (Feierabendziegel) mit der Jahreszahl 1648, der 1961 beim Umdecken des Hauses von Otto Schneider (Metzger) von dem damaligen Lehrer Friedrich Prokosch sichergestellt wurde und nach Aussagen des Besitzers von dem ehemaligen Backhaus stammt. Das Backhaus wurde über 200 Jahre genutzt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es keinen Gemeindegemeindebäcker mehr. Die Haushalte mussten nun ihr Brot selbst herstellen und es dann im neuen Backhaus im Rathaus in der Hintergasse backen.

Hauptnahrungsmittel war neben dem Bier das Brot, denn erst nach 1750 (unvergessliches Wissen aus der Traiser Volksschule: die Bedeutung des „Alten Fritz“ in Preußen dafür!!) wurde der Kartoffelanbau langsam eingeführt, doch als Nahrungsmittel lange abgelehnt. Düringer stellt fest, dass noch um 1900 sein Onkel „genauso wie die meisten älteren Bauern auch beim Mittagessen zu Suppe, Fleisch und Gemüse nur Brot“ aßen: „So hatten sie es in ihrer Jugend von ihren Eltern und Großeltern übernommen.“ Damit war bei den damals mehrköpfigen Familien der Brotverbrauch so groß, dass an den meisten Tagen zweimal gebacken werden musste. Düringer berichtet auch gut nachempfindbar über seine eigenen Backerfahrungen vor der Zeit des Ersten Weltkriegs: „Ich selbst habe noch in meiner Jugend mit Eifer den Sauerteig geholt und die dünnen Reisigwellen herbeigeschleppt zum Nachheizen des Backofens, wenn meine Familie zum Backen an der Reihe war. Wie habe ich mich dann gefreut über die vielen, vielen glänzenden Brote mit fest gebackener Kruste. Zu Hause wurde der große Brotvorrat auf langen Gestellen luftig aufbewahrt, denn es dauerte etwa sechs Wochen, bis man mit dem Backen wieder an der Reihe war. Wie gut schmeckte dann wieder das frische Brot, wenn die letzten, recht hart und trocken gewordenen Brote (endlich!) alle waren.“

1904 eröffnete dann Heinrich Krieger die heute noch bestehende Bäckerei in der Hintergasse. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts musste der Bäcker alle 14 Tage die „Brottaxe“ (den Brotpreis) in doppelter Ausfertigung beim Bürgermeister abgeben und öffentlich aushängen. 1911 kostete ein Brot von 1 kg 30 Pfennig, ein Brot von 2 kg 48 Pfennig und ein Weck von 100 g 5 Pfennig.



Bäckerei
Krieger 1918
(Heinrich Krieger,
Ehefrau u.
Frieda Stein)

Die Bäcker waren gehalten, jederzeit genügend Brotvorrat zu haben, die Backwaren gut auszubacken und das vorgeschriebene Gewicht zu garantieren.

Im gemeindeeigenen Hirtenhaus logierte der Kuhhirte. Er hatte die Kühe, „wenn es die Jahreszeit erlaubt“, täglich auf die Weide zu treiben. Beginn und Ende der Weidezeit bestimmte der Bürgermeister, gewöhnlich von Ende April bis Martini. Dass der Kuhhirte eine wichtige Funktion wahrnahm, lässt sich daran ersehen, dass man 1752 „ein Ohm [160 Liter] Bier hat verzehrt, da der Hirt angenommen worden“.

Auch der Schweinehirt hatte eine wichtige Aufgabe. Vernehmbar blies er ins Horn, wenn er die Schweine sammelte, um sie in den Pferch zu treiben. Die Schweine mussten im Sommer um „5 bzw. 6 Uhr ausgetrieben und um 7 bzw. 8 Uhr eingetrieben werden“. Im Winter erfolgte der „Austrieb um 12 bzw. 1 Uhr, der Eintrieb um 1 bzw. 2 Uhr“. Die Zeit, „welche zum Sommer und Winter gehört, entscheidet nothfalls der Gemeinderath“. Hoffentlich gab es darüber keinen allzu heftigen Streit... Noch 1947 übrigens gab es in Trais-Horloff einen Schweinehirten.

In der Hirtenhierarchie allerdings stand der Schäfer ganz oben. Mit ihm wurde ein Vertrag abgeschlossen, der sich über Jahrzehnte hindurch kaum geändert hat. So heißt es 1903 in der Dienstanweisung:

„Schäfer Wilhelm Michel erhält das Hüten der Herde vom 11. April 1903 bis dahin 1904 für den jährlichen Gehalt von 600 M unter folgenden Bedingungen: Der Schäfer verpflichtet sich, zwei Schafböcke auf eigene Kosten zu halten und anzuschaffen, zum Stellen des nötigen Guß (= Tröge für das Salz) und das Salz aus eigenen Mitteln anzuschaffen, außerdem die Gremmen und Hüttenschmiere. Er hat die abgegangenen Pferchpfähle zu ersetzen, wohingegen die alten sein Eigentum verbleiben.

Auch hat er für das Waschen und Scheren der Schafe zu sorgen. Für jede Nacht Pferch hat der Steigerer dem Schäfer 10 Pfg. zu zahlen. Jedem Steigerer muß die ‚Mittagsunner‘ auf seinen Acker gelegt werden oder unter den Lindenbaum, damit der Steigerer die Unner erhalten kann. [Die Unner ist der Mist, den die Schafe während der Mittagsruhe hinterlassen.] Der Schäfer verpflichtet sich, nicht mehr als 10 Stück Schafe selbst zu halten, er darf keine Handelsschafe weder mittreiben noch mithüten. Jedes angekommene oder abgegangene Schaf ist auf der Bürgermeisterei anzumelden.

Sollte der Schäfer den vorgeschriebenen Bedingungen nicht nachkommen, so kann derselbe von seinem Dienst entlassen werden und erhält seinen Lohn, soweit sich derselbe der Zeit nach berechnet, ohne daß derselbe eine Klage bei Gericht erheben kann.

Bei kühler Witterung hat er die Schafe des Tages in den Pferch zu legen, jedoch wenn es heiß ist und er hütet in der Gemarkung Trais-Horloff, so müssen die Schafe unter den Lindenbaum.“

Die letzten Schäfer waren Otto Port, nach ihm Karl Klös aus Inheiden. 1950 wurde die Schäferei durch die Gemeinde eingestellt.

Die Suche nach der ehemaligen Traiser Schule führt mich vom „freien Platz“ vor der Kirche in der schlechten Tradition im Umgang mit früheren öffentlichen Einrichtungen zu einem weiteren geteerten Gelände, heute als Parkplatz missbraucht. Es handelt sich um den Platz, auf dem bis 1978 das „Fritzges-Haus“ stand. In dem Gebäude der alten Schulhofreite auf einer Fläche von 142



m² war bis zum Neubau der Schule in der Hintergasse 1785 die Schule für die drei Rieddörper untergebracht. Diese Hofreite wurde wahrscheinlich bei der Gründung der Traiser Schule um 1590 durch die Gemeinde oder durch das Unteramt Utphe im Auftrag des Grafen erworben. Die Laubacher Lateinschule war 1555 als erste Schule der Grafschaft gegründet worden. Um 1800 (wahrscheinlich 1785) wurde das Traiser Schulgebäude abgebrochen. Vor dem Neubau der Schule in der Hintergasse wurde das Wohnhaus des damaligen Besitzers und Schultheißen Johann Friedrich Raab abgerissen. Er baute auf dem Platz der alten Schulhofreite ein Wohnhaus. Im Grundbuch von 1811 heißt es „Wohnhaus von zwei Stock“. Wenn vor 1590 Unterricht erteilt wurde, dann in der Wohnung des Lehrers.

Das reformierte Haus des Grafen Solms-Laubach folgte damit auch in Trais-Horloff der Forderung Martin Luthers zum Ausbau der Schulen. Luther wollte für die Schulausbildung „ja Leute haben, die uns Gottes Wort und Sakramente reichen und Seelwärter seien im Volke“. Religionsunterricht für die gesamte Jugend, für Bürger- und Bauernkinder – das war die missionarische Absicht Luthers. Darin sollte ihn jeder Lehrer unterstützen, indem er in deutscher Sprache den „Mägden und Knechten“ predigte. Die Lehrer jedoch genossen kein Ansehen trotz ihrer schwierigen Arbeit, eine völlig ungerechtfertigte Konstante über die Jahrhunderte hinweg bis in die Gegenwart! So wurde seinerzeit die Schulmeisterarbeit als „Eselsarbeit“ bezeichnet und die Entlohnung als „Zeisigfutter“: viel Schinderei, wenig Brot. Der Schulmeister musste sich selbst helfen, um „über die Runden zu kommen“, und zwar durch Nebenbeschäftigungen aller Art. Die Lehrer in Trais-Horloff wurden als „Schuldiener“ oder „Präzeptoren“ (= studierte Lehrer) des „Amtes Utphe“ bezeichnet. Sie wohnten aber nicht in

Utphe, sondern in Trais-Horloff. Einige unter ihnen waren Theologen, während eine große Zahl nicht studiert hatte. Utphe bekam bereits 1689 eine eigene Schule, während Inheiden bis 1775 nach Trais-Horloff eingeschult blieb. In einer solchen armen Landgemeinde wie Trais gab es zunächst nur einen „Winterlehrer“, der von Martini (11.11.) bis Georgi (23.4.) Schule hielt und in der übrigen Zeit anderen Aufgaben nachging. Den Bauern war das recht. Sie konnten ihre Kinder nur im Winter entbehren, wenn sie nicht in der Landwirtschaft mithelfen mussten. Dabei waren sich Katholiken und Protestanten durchaus einig: Feldarbeit ist wichtiger als Unterricht! So war die soziale Stellung des Lehrers höchstens die eines Knechts, den sich der Bauer zeitweise mietete, allerdings



bei weit schlechterer Bezahlung. Zu dem geringen Lohn bekamen sie den demütigenden „Wandertisch“ als Essen reihum bei den Einwohnern. Auswahlkriterium für den Lehrer war eine möglichst geringe Lohnforderung. Das Bemühen der Lehrer, wenigstens auf der gleichen sozialen Rangstufe wie die Bauern zu rangieren, die ja als Leibeigene selbst unfrei waren, wurde als Hochmut ausgelegt und als Anmaßung zurückgewiesen. Der Unterricht fand in einem einzigen Raum statt, in dem sich auch das tägliche Leben des Schulmeisters und seiner Familie, wenn er überhaupt eine hatte, abspielte. Die Schule war Wohnraum, unter Umständen Handwerksstätte, Schulsaal, Schlafkammer und Stall für das Kleinvieh, manchmal auch für einen Ochsen. Der Lehrer übte regelmäßig auch die Glöcknertätigkeit aus. Zwar war er somit während des Gottesdienstes durch den schlichten Chorrock äußerlich mit dem Pfarrer gleichgestellt, durch sein Verhalten bewirkte er häufig jedoch geradewegs das Gegenteil der angestrebten Anerkennung. Da der Lehrer auch bei Taufen, Hochzeiten und nach Beerdigungen wenigstens seinen Hunger und Durst stillen durfte, wenn auch nicht direkt an der Festtafel, so schlug er dabei oft über die Stränge. Es gelang ihm angesichts seiner prekären Rolle und Stellung nicht, sich der gebotenen Zurückhaltung zu befleißigen. Er wurde dem Spott preisgegeben. Die Pfarrer selbst waren einerseits Schulaufsichtspersonen, die über Anstellung und Werdegang des Lehrers entschieden – übrigens für die Volksschullehrer bis 1919! Sie waren aber auch die geistlichen Herren, die einen in Wort und Tat frommen Christen als Lehrer verlangten. Subordination – Gehorsam und Unterwürfigkeit – war die Tugend, der er sich zu fügen hatte.

Der Bestellungsbrief des Traiser Lehrers von 1704 lautete:

„1. Die Kinder treu und fleißig im Lesen und Schreiben zu informieren und absonderlich selbige in allem Guten zu unterrichten. auf ein jegliches Kind acht haben und dessen gute und böse Art. Neigung, Fleiß oder Unfleiß, Gehorsam oder Ungehorsam wohl anmerken, das Böse mit aller Sanftmut vor Gott bestrafen und die heiligste Allgegenwart tief in jedes Herz zu drücken suchen.

2. An Gehalt erhält er 25 fl. (Gulden), die je nach Vermögen auf die 18 besitzenden Familien ausgeschlagen werden.

3. Dazu 10 alb von jedem Kind an Martini (1 Albus = 2 Kreuzer oder 8 Pfennige)
4. Freie Wohnung
5. 1 ½ fl. aus dem Kirchenbaukapital für das Stellen der Uhr
6. 1 fl. aus dem Opfersäckel (Klingelbeutel), solches zu tragen
7. 6 Achtel Korn, die Orgel zu schlagen, welches ihm die drei Bürgermeister der drei Dörfer auf Martini zu zahlen haben.
8. 3 Gang Brot jährlich, als auf Weihnachten, Ostern und Pfingsten zu Treys und Inheyden, dazu jeder Untertan ein Laib Brot gibt.
9. Den Glocken-Sichling zu Utphe und Treys, da ein Doppelgespannter 2 und ein Einspänniger oder Einläufiger 1 Sichling gibt. (1 Sichling Korn = 2 Laib Brot).
10. 1 ½ Morgen Land, so bisher vor 1 fl. verlohnet war.
11. Noch ½ Morgen, so zur Schule gehört.
12. 1 Karren voll Zehnten
13. ½ Fuder Fruchtzehnten
14. An Accidentien 5 Pfg. an einem Begräbnis, 9 Pfg. wenn er zur Tauf läutet, etliche Gerichte von einer Hochzeit.
15. 1 Scheit Holz, so jedes Kind, solange die Schule geheizt wird, täglich mitbringt.
16. 1 Stückchen Krautland, so zwischen den beiden Bächen gelegen.“

Einmal im Jahr fand regelmäßig nach Ostern in der Schule eine öffentliche Schulprüfung statt. Darüber wurde ein Protokoll geführt, das dem Grafen vorgelegt werden musste. Ein solches Protokoll ist aus dem Jahre 1705 erhalten. Eine Prüfungskommission aus Amtsrat, Schulinspektor, zwei Pfarrern und Senioren der Gemeinde prüfte die Kinder im Singen, Lesen, Buchstabieren, in historischen Fragen, aus der Heiligen Schrift und im Rechnen. Im letzten Fach wird geklagt, weil die Kinder das im Winter Gelernte wegen ihres vielen Fehlens im Sommer wieder vergessen hatten. Am Schluss eines solchen Schulexamens erhielten die Kinder 1 Kreuzer Geld und für 1 Kreuzer Weck, um sie dadurch anzuspornen. Auch die Eltern konnten bei diesen Schulprüfungen anwesend sein, der Prüfungstermin wurde sonntags vorher von der Kanzel verkündet, die Prüfungskosten hatte die Gemeinde zu tragen. 1802 berichtet der Traiser Pfarrer an das Gräfliche Konsistorium, dass der Geist der Aufklärung, der Glaube an die Vernunft, auch hier Einzug gehalten hat, indem er das sture Pauken durch den Lehrer beklagt:

„Der Zustand hiesiger Schulen gewährt dem Beobachter eine traurige Aussicht auf die Zukunft, denn die Erziehung und der Unterricht ist nicht für das bürgerliche Leben eingerichtet und man denkt gar nicht daran, den Zögling durch den Schulunterricht der Sphäre des praktischen Lebens näher zu bringen. Es wird viel auswendig gelernt und was? Dinge, wovon das Kind keine Idee hat und die zu seinem künftigen Glück nicht beitragen. Die Hauptsache, das Kind zum vernünftigen Denken anzuhalten, wird sonach vernachlässigt“.

Als Ursache gibt der Pfarrer an, dass Lehrer aus Furcht vor ihren Vorgesetzten nicht wagen, von dem althergebrachten Gang und Lehrplan abzugehen. Er vergaß zu erwähnen, dass er selbst und seine Rolle einen Teil des Problems bilden.

Der Schulbesuch der Kinder beruhte auf freiwilliger Grundlage. Eine einschneidende Wendung trat erst unter der Regierungszeit des Grafen Friedrich Ernst (1696 - 1727) ein. Er erkannte den Wert einer guten Volksbildung und war deshalb bemüht, sowohl die Laubacher Lateinschule als auch die Volksschulen der Grafschaft mit allen Mitteln zu fördern. 1702 führte er die allgemeine Schulpflicht ein. Die Schulpflicht begann nach Vollendung des 5. Lebensjahres und endete nach bestandenerm Examen und der Würdigung des Lehrers etwa mit dem 12. Lebensjahr. Bis zum 18. Lebensjahr hatten die Entlassenen monatlich die Betttagsschule zu besuchen. 1819 wurde

die Hessische Schulordnung erlassen, wonach die Schulpflicht mit dem 6. Lebensjahr begann. Durch die Gründung des Lehrerseminars in Friedberg wirken in Trais-Horloff ab 1830 nur noch am Seminar ausgebildete Lehrer.

Um das Schulwesen in seiner Grafschaft zu vereinheitlichen, erließ Graf Friedrich Ernst 1704 Instruktionen für die Präzeptoren in 28 Paragraphen, die das Verhalten der Lehrer zueinander, die Unterrichtsfächer, Disziplinarinstrumente und die in der Schule anzuwendenden Strafmittel enthielten. Empfohlen wurden hauptsächlich die sogenannten Ehrenstrafen, während damals schon körperliche Züchtigungen in guter lutherischer Tradition nach Möglichkeit vermieden werden sollten.

Eine alte Anweisung, die aber durchaus als sehr aktuell angesehen werden könnte, legt für das Betragen der Kinder in und außerhalb der Schule Folgendes fest:

„Messer in die Schule mitbringen, ist zu verwehren, weil damit viel Unheil angerichtet, wie ein Exempel lehret. Das Anmalen von allerhand Figuren an die Fensterläden oder Haustüren verbieten, da es ein Anfang und Gelegenheit zu lästerlichen Paßquillen [anonyme oder pseudonyme verleumderische, ehrverletzende Schmähchrift, Spottschrift oder bildliche Darstellung] ist.

Indem gesungen und gebetet wird, achtgeben, daß nicht von einem Kinde etwa gelacht oder geschwatzt wird, was von großer Verachtung dessen, was gesungen und gebetet.

Keine unanständigen Angewohnheiten, zum Beispiel Schuhe und Strümpfe während des Unterrichts binden, Mäuler aufreißen usw.

Beim Heimgehen aus der Schule eins nach dem andern gehen, dabei alle Unordnung vermeiden, allem Gepolter zu wehren.“



Die satirische Zeichnung von 1825 verdeutlicht den Nebenerwerb des Schulmeisters als Flickschuster, den er während der Unterrichtszeit ausüben muss. Er bewohnt einen einzigen Raum, der Wohn- und Schulstube zugleich ist. Auch hält er Geflügel darin. Der Unterricht geht in altgewohnter Weise vor sich: Der Lehrer kümmert sich nicht um die Schüler, die sich mit allem Möglichen nur nicht mit Lernen beschäftigen. Zur Strafe muss ein Junge auf dem Dreikant sitzen, ein anderer auf dem hölzernen Esel. Der Pfarrer als Schulaufsichtsbeamter verweist die Frau des Lehrers, die ihm ihr Leid klagt, auf den himmlischen Lohn.

(Aus: Ursula Walz: Eselsarbeit für Zeisigfutter, Die Geschichte des Lehrers, Frankfurt 1988, S. 72)

Nach dem Abbruch des ersten urkundlich erwähnten Schulhauses wurde das spätere Rathaus in der Hintergasse, das 1950 abgerissen wurde, als Schulhaus benutzt. In diesem Hause waren eine größere Stube als Schulraum und die Lehrerwohnung untergebracht. Der Lehrer hatte daneben noch eine geräumige Scheune und einen Stall, der vom Schweinehirten mitbenutzt wurde.

1846 wird zugunsten eines Neubaus der Schule auf dem „am Eingange des Ortes gelegenen Gartengrundstück von Wilhelm Hochstein“ (heutige Bürgermeisterei) entschieden. Das Gebäude wird aus Lehmsteinen erbaut; der Lehm stammte aus dem westlich der Kirche gelegenen „Lahmesgarten“. Die Baukosten betragen ca. 5.000 fl., wozu die Gemeinde ein Darlehen in Höhe von 2.500 fl. von verschiedenen Bürgern aus Trais-Horloff und Berstadt aufnehmen musste. Wahrscheinlich ab Herbst 1847 wurde der Unterricht im neuen Schulhaus aufgenommen. Der Schulsaal befindet sich im Obergeschoss, während in den Räumen der heutigen Bürgermeisterei die Lehrerwohnung untergebracht war.

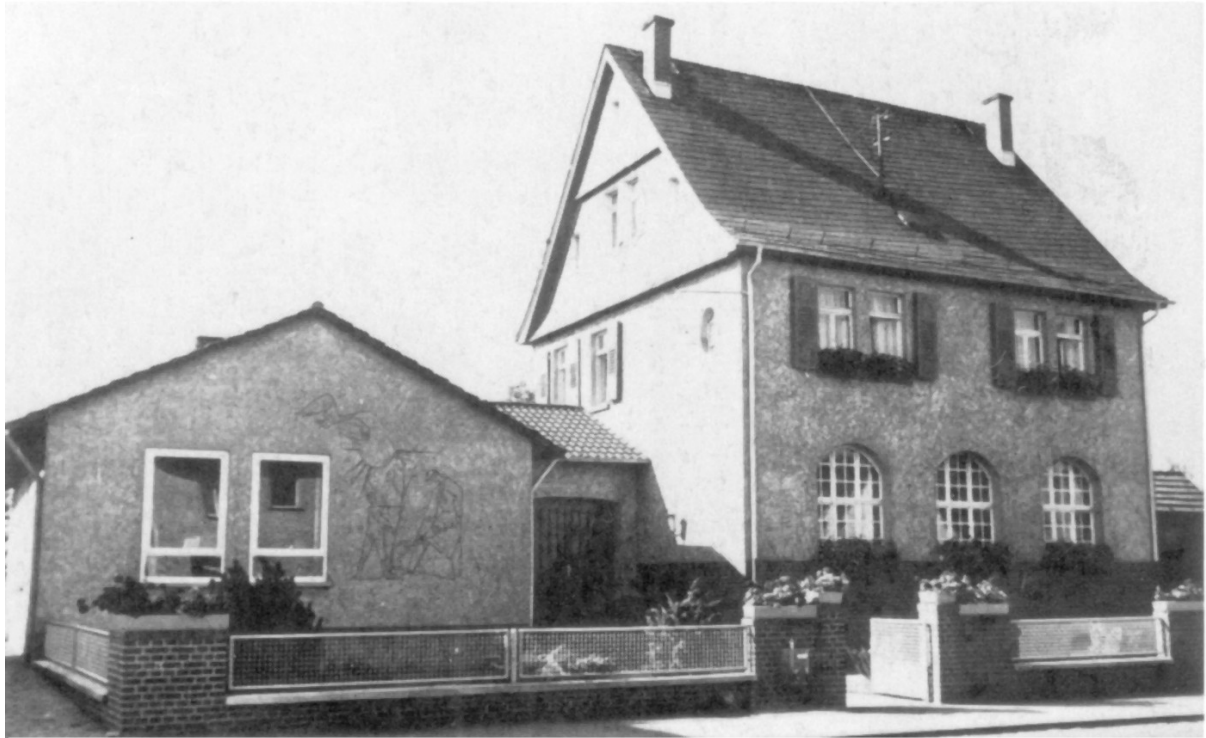


Mit dem Anwachsen der Einwohnerzahl wurde die Schule um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert zweiklassig, sodass zunächst als Ausweichraum der Gasthaussaal bei Jakob Berg gemietet wurde. 1907 konnte das neue Schulgebäude schräg gegenüber eingeweiht werden. Das neue Haus hatte im Erdgeschoss einen großen Schulsaal und im Ober- und Dachgeschoss eine große Lehrerwohnung. Der Schulsaal wurde nach Norden gelegt, damit kein Sonnenstrahl die Lernbemühungen der Schüler beeinträchtigen konnte. Von Seiten des Kreises gab es keinerlei Zuschüsse für die Gesamtkosten von 22176 Mark, da „die Gemeinde anderen ärmeren Gemeinden gegenüber zurückstehen“ müsse. Trais zählte durch die Grube zu den reicheren Gemeinden.

1946 - 1952 wohnten außer dem Lehrer Prokosch noch zwei heimatvertriebene Familien im neuen Schulhaus. Der neue Schulsaal und die Waschküche wurden bei Kriegsende von deutschen Truppen benutzt, anschließend lagen durch einige Wochen amerikanische Soldaten in der Schule.

Der alte Schulsaal entsprach nicht mehr den modernen pädagogischen Anforderungen; außerdem war die Schülerzahl derart angewachsen, dass man 1953 den Beschluss fasste, die Schule durch einen Anbau zu erweitern. Nach vielen Vorbesprechungen und einer Lokalbesichtigung fasste man 1953 den Beschluss, einen Erweiterungsbau mit einem Schulsaal, einem Schulleiterzimmer und einem öffentlichen Bad mit Duschen zu errichten. Die Bau- und Einrichtungskosten beliefen sich auf ca. 80.000 DM. Am 24.6.1956 erfolgte die Einweihung. Viele Traiser, die in den 50-er und 60-er Jahren hier Lesen, Schreiben, Rechnen bei den Lehrern Eller und Prokosch erlernt haben, werden sich (bis auf Ausnahmen?) noch gerne an die gute

alte Schule erinnern. Es waren zwar jeweils vier Jahrgangsstufen in einem Unterrichtsraum untergebracht, doch waren die beiden Lehrer Meister der inneren Differenzierung, wie der Fachbegriff lautet. Es gelang ihnen, abwechslungsreich und altersgemäß die Schüler zu beschäftigen und ihnen nicht nur die genannten elementaren Kulturtechniken beizubringen, sondern sie auch aufgrund ihrer Lehrerpersönlichkeiten gut zu erziehen. Mir, der ich das Glück hatte, von ihnen unterrichtet zu werden, werden sie als pädagogische Vorbilder unvergessen bleiben. Dies gilt vor allem für Erich Eller, der mich in den ersten drei Jahren meiner Schulzeit so mit dem Pädagogen-Bazillus infizierte, dass er bis heute anhält.



Die hessische Landschulreform Mitte der sechziger Jahre führte zur Errichtung von Mittelpunktschulen. In die neue Hungener Schule wurden am 14.6.1965 die 5. bis 8. Klassen überführt. Seit dieser Zeit wurden in Trais-Horloff nur noch die ersten vier Jahrgänge unterrichtet. Am 1.8.1971 wurde auch die Grundschule aufgelöst und die damals 34 Kinder der Mittelpunktgrundschule in Hungen zugewiesen.

Zwar dient das Gebäude seit diesem Zeitpunkt nicht mehr direkt schulischen Zwecken, doch wird es seit über 20 Jahren als Kindergarten für die Traiser und Utpher Drei- bis Sechsjährigen in einer Weise genutzt, die einer ehemaligen Schule sehr angemessen ist. Seit einigen Monaten kann der Keller unter dem älteren Gebäude von einheimischen Jugendlichen als ihr Zentrum genutzt werden, denn in Eigenhilfe haben Traiser Bürger entrümpelt, renoviert, restauriert und eingerichtet, sodass eine tolle Sache daraus entstand. Es tut gut, einmal auch feststellen zu können, dass an die Stelle eines öffentlichen Gebäudes in Trais-Horloff kein Parkplatz gebaut wurde! Mit einer Einschränkung: Auf der Rasenfläche vor der Schule sind Parkplätze für Kindergartenbeschäftigte eine Bresche geschlagen worden...

Vordergasse

Die Schule lag schon weit außerhalb des alten Trais-Horloffs, das vom Brauhaus bis zur Kirche reichte. Erst nach 1835 weitet sich das Dorf in Richtung Westen, Neubauten entlang des Weges nach Bellersheim entstehen. Ich spaziere die Vordergasse abwärts, meinen Weg, den ich täglich zur und von der Schule ging. Die Gasse wird enger, die Häuser stehen dicht aufeinander. Der jahrhundertealte Orts-



kern ist nach dem Muster des Haufendorfes angelegt. Die Giebel der Häuser sind nach der Gasse hin ausgerichtet. Alle Häuser sind zweistöckig. Ställe, Stallungen, Schuppen und Scheunen sind getrennte Bauten und umschließen nach fränkischer Bauart einen viereckigen Hofraum, dessen rückwärtigen Abschluss die quergestellte Scheune bildet. Die Höfe sind zur Straße hin offen. Der Eingang zu den Wohnhäusern liegt in der Mitte der Längsseite. Er führt in den Eingangsflur (Ern). Nach der Straßenseite liegt die Wohnstube, nach der Hofseite eine kleinere Kammer. Dem Hauseingang gegenüber befindet sich die Küche mit dem offenen Rauchfang. Vom Flur aus führt eine Treppe ins Obergeschoss.

Ich schaue auf das schöne Fachwerkhaus auf der rechten Seite, das lange vorbei hinter dem ältesten Traiser Schulgebäude versteckt war. Die Hofreite gehörte Hirzingers, die Anfang des 20. Jahrhunderts den Nachtwächter stellten, der aber auch die Kirchturmuhre aufzuziehen und zu stellen hatte. Am Tag waren Bürgermeister und Polizeidiener für Sicherheit und Ordnung verantwortlich, bei Dunkelheit übernahm dies der Nachtwächter. Im Sommer hatte er von 22 bis 2 Uhr Dienst, im Winter von 22 bis 4 Uhr. Ab 1887 wird nur noch im Winterhalbjahr Nachtwache gehalten, und zwar mussten vom 15. November bis 1. Februar von 9 Uhr abends bis 4

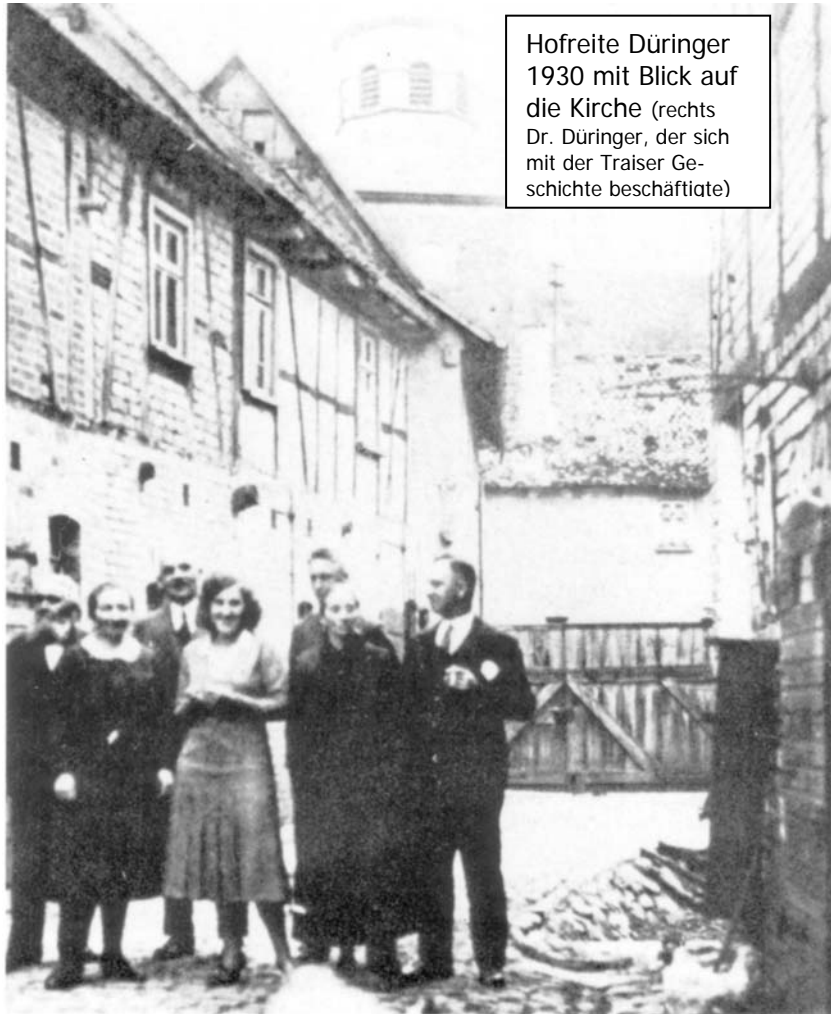


Uhr morgens die Stunden angeblasen und „deutlich und vollständig“ ausgerufen werden. Die Wache wird jedoch nicht alleine nur vom Nachtwächter gehalten. Denn die halben Stunden werden von den Beiwächtern „angepfiffen“, die „alle halbe Stunde die Runde im Ort machen müssen“. 1837 schreibt der Landrat des Bezirkes Hungen an Bürgermeister Düringer: „Ihre Einrichtung mit dem Beiwächter ist unpassend, indem danach jede Stunde in der Nacht der Ort wenigstens $\frac{3}{4}$ Stunden ohne Aufsicht ist. Sie werden hiermit angewiesen, die Beiwächter so zu miethen, daß sie von der Zeit an, wo der blasende Wächter die Straße verläßt, dieselbe solange zu begehren haben, bis derselbe wieder auf der Straße erscheint. Auf diese Weise ist der Ort zu jeder Minute in der Nacht nicht ohne Wächter und es ist alsdann möglich, zu ermitteln, ob einer der Wächter seinen Dienst vernachlässigt hat.“

Die Kontrolle über die Nachtwache übte die Gendarmerie aus. 1903 wurde die Kontrolle durch die Gendarmen durch die Einführung einer Kontrolluhr verschärft. Man traute den Wächtern offensichtlich nicht immer. 1921 rügt der Kreisrat, dass kein Nachfolger für Ludwig Hirzinger bestellt wurde, und macht den Gemeinderat für die nun eintretende Verunsicherung der Bevölkerung verantwortlich. Die Unsicherheit gab es wieder in der unmittelbaren Nachkriegszeit, es wurden Nachtwächter und Feldwachen eingestellt. Seitdem gibt es kein „Hört ihr Leut' und lasst euch sagen...“ mehr.

Für die Ordnung in der Gemeinde waren im 18. und 19. Jahrhundert auch die Gerichtsschöffen mit hauptsächlich innerörtlichen Aufgaben zuständig: Sie führten die jährliche Feuervisitation durch, achteten darauf, ob die Gartenzäune „richtig zugemacht“ waren (wegen des Viehs), kontrollierten die Schädlingsbekämpfung (z. B. Besehen der Raupennester), überwachten die Pflege der Hecken, „ob sie gehörig

gestimpft sind", besahen die Brunnen, „ob sie wie gehörig aufgeführt sind“, und vergaben die Gemeindearbeiten.



Hofreite Düringer
1930 mit Blick auf
die Kirche (rechts
Dr. Düringer, der sich
mit der Traiser Ge-
schichte beschäftigte)

In der Hofreite auf der anderen Straßenseite wohnte Johannes Düringer, der 1842 die Tuchbleiche in der Riedgasse zusammen mit Konrad Raab und Johannes Weber pachtete, um die Leinenweberei in einem größeren Umfang zu betreiben. Dieses Handwerk war bis Ende des 19. Jahrhunderts vorherrschend in Trais-Horloff. Zwischen 20 und 30 Familien betrieben Webstühle zum Teil als Haupterwerb, zum Teil neben der Landwirtschaft. Dann spann und webte der Bauer sein Leinen selbst. Er brauchte das Leinentuch nicht nur für Leib- und Bettwäsche, sondern auch für den blauen Kittel, die

Blaudruckschürze und die Leinenhose. Das Gesinde erhielt es als Teil des Sachlohnes (noch bis 1914!), der Überschuss ging in den Handel. Die Leinweber als eigener Beruf kauften Garn auf und brachten ihre Fertigware in den Handel. Das waren in der Regel die „geringen Leut“. Die fertigen Tuche wurden in Trais von Södeler Händlern aufgekauft und bei Messen in Frankfurt abgesetzt. Schließlich gab es auch Lohnweber, die „armen Leut“, die im Auftrag anderer webten und sich für ihre Heimarbeit mit geringem Lohn begnügen mussten.

Besonders im Winter war die Weberei Hauptbeschäftigung in den meisten Familien. Um diese Zeit wurde auch entsprechend viel Flachs angebaut, der „in der Flachs-bach“ gewaschen wurde. Das fertige Leinen wurde auf der „Leinenbleiche“ weiterbehandelt (in der Nähe des heutigen Hauses Grimm in Seenähe gelegen). Auch dabei mussten die größeren Kinder mithelfen, indem sie die Leinenstücke täglich öfter zu wenden und mit Wasser zu begießen hatten.

Im Gegensatz zur Tuchmacherei (Wollweberei), die sich doch meist als städtisches Handwerk etablierte, galt die Leinenweberei lange Zeit als ein Gewerbe, das von unehrlichen Bauern und Tagelöhnern betrieben wurde. Von den Webern hieß es, sie machten aus fremdem Garn ihre Leinwand, und überhaupt brandmarkte sie der Volksglaube als Diebe, obwohl sie den »Galgen«, gemeint war der Webstuhl, stets vor Augen hatten. Wenn sie das Schiffchen hin und her warfen, so war es mit »tau-

send Sakrament« beladen, denn kein Handwerk war angeblich mehr dem Fluchen und Schelten ergeben als dieses. Das seltsamste der altdeutschen Spottlieder auf die Leinenweber ist wohl das vom Igel und Leinweber. Es schildert, wie die Leinenweber sich vermessen, den Igel totzuschlagen, dann aber im Kampf mit ihm schmachlich unterliegen. Ihre Armseligkeit schildert ein anderes Lied:

„Die Leineweber haben eine saubere Zunft,
Mit Fasten halten sie Zusammenkunft;
Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,
Das eine ist gestohlen - das andere ist nicht sein.
Die Leineweber nehmen keinen Jungen an,
Der nicht sechs Wochen hungern kann.“

War man im Unterschied dazu ein großer Bauer, hatte man auch Gesinde. Für die besonderen Anforderungen in der Erntezeit kamen dazu noch weitere Helfer aus dem Dorf, die mit Naturalien oder Geld für ihre Mithilfe bezahlt wurden. Ein großes

landwirtschaftliches Anwesen bildete die Hofreite Raab, die ich beispielhaft für das Gesindewesen aussuche. Philipp Heinrich Raab besaß bis 1859 die Hofreite Nr. 36 in der Sackgasse (heute Klimowicz). Er tauschte diese mit der Hofreite von Joh. Jost Kraft in der Vorgasse und kaufte die davor liegende Hofreite von Heinrich Doll dazu, so dass beide Hofreiten nun vereinigt waren. Im gleichen Jahr wurde er Bürgermeister und blieb es bis 1874.

Eng mit der bauerlichen Gemeinschaft war das Gesindewesen verknüpft. Das Gesinde war das Dienstpersonal in einem Bürgerhaus oder auf einem Bauernhof, also



Knecht und Magd.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg nahm die Zahl der Dienstleute erheblich zu, da viele verarmte Bauern unter die Dienenden gingen. Das Gesinde gehörte nicht dem Bauernstand an, es waren Hörige. Das Gesinde war in der Regel an den Arbeitgeber, Bauern oder Beamte, gebunden; die Entlohnung war bescheiden, aber Kost und Unterkunft wurden gestellt. Demgegenüber konnten Tagelöhner ihren Arbeitgeber wechseln, mussten allerdings auch für Wohnung und Verpflegung selbst sorgen.

Die Arbeitszeit war von der Jahreszeit abhängig. Sie begann im Sommer um 4 Uhr und endete zwischen 19 und 22 Uhr. Im Winter wurde eine Stunde später angefangen und eine Stunde früher aufgehört. Die Arbeitgeber waren angehalten, ihre Leute christlich und menschlich zu behandeln; das Gesinde war zu Treue, Gehorsam und Schadenersatz verpflichtet.

Die wenigen Rechte, vor allem jedoch die Pflichten des Gesindes, wurden ab dem 16. und 17. Jahrhundert durch so genannte Gesindeordnungen bestimmt, die in Deutschland 1918 durch die Novemberrevolution aufgehoben wurden.

1877 wurde eine Gesindeordnung für Trais-Horloff herausgegeben, nach der jeder Dienstbote nach seinem Dienstantritt von der Ortspolizeibehörde in das Gesinderegister eingetragen wird und ein Dienstbuch erhält. Dieses hat der Dienstbote unverzüglich an seine Dienstherrschaft abzugeben. Der Dienstherr trägt den Tag des Dienstantrittes und -austrittes ein. Ebenso hat der Dienstherr ein Dienstzeugnis einzutragen.

Das gesetzliche Dienstjahr beginnt mit dem 1. Werktag nach Neujahr und endet am selben Tag des nächsten Jahres. Nach althergebrachter Gepflogenheit wechselten die Dienstboten ihre Stellung gewöhnlich jedoch Ende Februar (Petri Stuhlfeier).

Der Lohn wird am Ende des Dienstjahres ausgezahlt. Der Dienstbote kann verlangen, dass ihm nach 5 Monaten ein Viertel und nach 8 Monaten ein weiteres Viertel des Jahreslohnes verabreicht wird.

Die Dienstherrschaften sind berechtigt, die Dienstboten durch Befehle, Ermahnungen und ernstliche Verweise zur Erfüllung ihrer dienstlichen Obliegenheiten anzuhalten.

Die Dienstboten sind zur Ehrerbietung gegen ihre Dienstherrschaften, zu Gehorsam und Treue, zu fleißiger und gewissenhafter Leistung der ihnen nach dem Dienstvertrag obliegenden Dienste verpflichtet und haben sich der bestehenden Hausordnung zu unterwerfen.

Kündigungsgründe sind u. a.: Krankheit länger als 14 Tage, Schwangerschaft, wenn sich der Dienstbote über Nacht aus der Wohnung entfernt oder andere Personen bei sich beherbergt.

Die Dienstboten waren nicht wahlberechtigt.

Folgende Traiser Familien hielten um 1880 fast immer Dienstboten:

Heinrich Düringer:	1 Magd
Gilbert Heuser:	1 Magd
Philipp Hofmann:	1 Knecht, 1 Magd
Heinrich Hublitz:	1 Magd
Ludw. Friedr. Jacobi:	1 Knecht
Friedr. August Jöckel:	1 Magd
Ludwig Raab:	1 Magd
Friedrich Schneider:	1 Knecht, 1 Magd
Philipp Schmidt:	1 Knecht
Pfarrer Wahl:	1 Magd

Seit einigen Jahren erinnert man sich Trais-Horloff wieder an den „Peterstag“, den 22. Februar, der gut oberhessisch als „Pirrerschdoach“ bezeichnet wird. Wie oben schon angesprochen, handelte es sich um einen fest im Bewusstsein der Menschen verankerten Termin. Er wurde als Lostag für das künftige Wetter betrachtet, da er in früheren Zeiten als Frühlingsbeginn galt. An diesem Tag musste ebenfalls der Pachtzins entrichtet werden, oder für das Land konnte der Pächter wechseln. Entscheidend war, dass an diesem Tag Knechte und Mägde die Arbeitsstelle wechseln konnten. Das „Aus- und Einleuchten“ der Dienstboten geschah durch die gesamte Dorfjugend. Mädchen trugen in Körben den persönlichen Besitz, wie Wäsche, Kleider und Schuhe, während die Burschen mit Peitschenhieben lärmten und durch Laternen auf den Umzug aufmerksam machten. Der neue Dienstherr ließ sich dann auch nicht „lumpen“ und bewirtete die Begleitung gebührend, sodass man von einem Festtag sprechen konnte. Als die Zahl der Festtage dadurch zurückging, da es immer weniger Gesinde gab, inszenierte man gerne einen solchen Umzug. Ein als Knecht mit blauem Kittel und Ranzen auf dem Rücken verkleideter Bursche ging von Hof zu Hof und bot sich an. Da er jedoch nicht „gedingt“ wurde, erhielt er als Gegenleistung Speck und Eier. Daraus wurden in der Dorfwirtschaft Eierpfannkuchen zubereitet, die mit Bier und sonstigen „geistigen Getränken“ verzehrt wurden. Aber der vermeintliche Knecht wollte oftmals nicht nur diese Gegenleistung, sondern er war auch der Schwiegersohn in spe. Das gilt allerdings nicht mehr für die „alten Herren“, die heute den Pirrerschdoach begehen, vielleicht doch insgeheim auf einen zweiten oder dritten Frühling hoffen...

Mit Kehrlicht aus der Stube den Frühling begrüßt

„Petersdreck“ und andere Bräuche: Mit dem 22. Februar ging früher der Winter zu Ende
Von Heike Michel (dpa)

FRANKFURT A. M. Schnee und Frost lassen kaum glauben, daß bereits der 22. Februar in alter Zeit als Tag des Frühlingsbeginns galt. Wenn die Sonne in das Zeichen der Fische tritt, „geht kein Fuchs mehr über das Eis“, lauten Bauern- und Wetterregeln. Denn immerhin müsse der heilige Petrus - als Patron der Fischer - ein Feind winterlicher Eisdecken sein. Ihm zu Ehren erscheint der 22. Februar unter der Bezeichnung „cathedra Petri“ (Petri Stuhlfeier) im kirchlichen Festtagskalender und wird seit dem vierten Jahrhundert als Kirchenfest begangen.

Altüberlieferte Volksbräuche und die römische Geschichtsschreibung weisen darauf hin, daß es sich bei diesem Festtermin keineswegs um eine rein christliche Erfindung handelt. So soll das Fest „cathedra Petri“, das an die Übertragung des „Hirtenamtes“ an Petrus und die Einrichtung des ersten Bischofsstuhles erinnert, auf den Tag gelegt worden sein, an dem im alten Rom im Anschluß an ein Totengedenkfest das besonders volkstümliche Fest der „Verwandschaftsliebe“ (Caristia) gefeiert wurde. Doch während nach römischer Tradition aus Anlaß dieses Festes auch ein Stuhl für die Toten bereitgestellt wurde, um sie zumindest symbolisch an dem Festmahl teilnehmen zu lassen, deutete das frühe Christentum die „Stuhlfeier“ in seinem Sinne um.

Im Laufe der Jahrhunderte vereinte der Tag, der in Norddeutschland „Piddersdai“ und im Südtiroler Burggrafenamt „Peater Pitterie“ (Petri Fäßchen) genannt wurde, unterschiedliche Bräuche miteinander. Die Norddeutschen versammelten sich am 22. Februar, um Themen zu beraten, die die Dorfgemeinschaft betrafen, und um vor der ersten Ausfahrt der Fischer, Robbenschläger und Walfänger noch einmal gemeinsam zu essen. Die Knechte der Südtiroler Weinbauern, für die um diese Zeit die Arbeit in den Weinbergen wieder begann, freuten sich, daß ihnen wieder täglich der „Ein-Uhr-Trunk“ und eine deftige „Marende“ (Brotzeit) zustanden.

Bis heute erhalten hat sich an einigen Orten Frieslands sowie auf einigen deutschen Inseln auch das Abbrennen der „Bieken“, der Hafenerfeuer und Strohfackeln, mit denen in alter Zeit

der Frühling begrüßt wurde. Auch einer deftigen Mahlzeit ist man nach wie vor nicht abgeneigt und so wird am „Piddersdai“ vielfach noch Grünkohl mit Schweinebacke sowie Glühpunsch und Grog serviert.

Im Südtiroler Vinschgau laufen am 22. Februar die Schulbuben mit Schellen lärmend durch die Ortschaften, um mit lautem „Peater-Langes-Geschrei“ den Frühling zu wecken und bei dieser Gelegenheit auch die bösen Wintergeister zu vertreiben. Noch im vergangenen Jahrhundert soll dieser Brauch im Odenwald weit verbreitet gewesen sein. Dort liefen die Kinder von Haus zu Haus, trommelten auf Gießkannen und klapperten mit den blankpolierten Sensen ihrer Väter.

Das Frühling-Wecken hatte fast überall auch seinen Preis. Die Kinder wurden vielerorts mit Krapfen und Wecken entlohnt. Hatten die Leute genug von den Aufdringlichkeiten der Kinder, wurden sie mit einer Wasserdusche bedacht.

In der Rhön und in einigen Orten Thüringens gab es zum Leidwesen der Hausfrauen zudem den Brauch des „Petersdreck-Werfens“. Verkleidete Kinder liefen durch die Gassen und warfen den Petersdreck - den in den winterlichen Spinnstuben zusammengefügten Kehricht - in die Hausflure ihrer Nachbarn. Unter der Bezeichnung „Petersdreck“ fertigte man aber auch aus Butter, Kakao und gerösteten Haferflocken eine Art Konfekt und verschenkte es in Pralinenhütchen.

Aus: Frankfurter Rundschau, Montag, 23.02.1998

1858 hatte Trais 253 Einwohner, 1903 448. Zwar wurde in Trais den kleinen Kindern von den Erwachsenen gerne erzählt, dass die Babys der Klapperstorch aus dem Sauerbrunnen anliefert. Aber man weiß ja schließlich, dass das lediglich eine Schutzbehauptung der Eltern dafür ist, der kindlichen Neugier auf einem nicht ganz geheuren Gebiet nicht allzu sehr und allzu früh entgegenzukommen.

Es gab eine Frau in Trais, die es ganz genau wusste, weil sie über 50 Jahre hinweg dabei geholfen hat, Trais durch viele Kinder größer werden zu lassen. Dabei handelt es sich um Benigna Bley, die lange 51 Jahre von 1853 bis 1904 als Hebamme tätig war. Sie ist die Großmutter von Hedwig Weber, besser bekannt als „Bleischneirersch



Heddwich“ und wohnte im selben Haus wie sie in der Mitte der Vorgasse. Bei der annähernden Verdoppelung der Traiser in diesen 50 Jahren hat sie für die Traiser Mütter (und Väter) eine riesengroße Leistung vollbracht, da Hausgeburten die Regel waren. Frau Weber hat sich sogar mal bei der Gemeinde wegen der „Aufnahme der Schwangeren Elisabetha Acker zu Trais-Horloff in die Entbindungsanstalt in Gießen“ beschwert. Am Ende zeigte sich die Gemeinde ihr und ihren Verdiensten gegenüber schäbig. Zwar erhält sie 1903 zu ihrem 50-jährigen Dienstjubiläum als Geschenk der Gemeinde einen Sessel für 30 Mark „in Anerkennung ihrer Pflichttreue und Diensteifer“. Aber die 1904 beantragte jährliche Altersunterstützung durch die Gemeinde wird drei Mal abgelehnt. Ich finde, dass Benigna Bley eine öffentliche Würdigung verdient gehabt hätte, die Erwähnung an dieser Stelle kann dafür kein Ausgleich sein.

Anfang des 19. Jahrhunderts versuchte man verstärkt, der Säuglingssterblichkeit beizukommen, und richtete deshalb auch auf dem Land den qualifizierten Hebammendienst ein. In der Gemeindeordnung von 1820 ist festgehalten:

„Damit Niemand, selbst auf dem Lande, in den Fall kommen möge, die erforderliche Entbindungshilfe entbehren zu müssen, so sollen Hebammendistrikte errichtet und jeder derselben mit einer gehörig unterrichteten, geprüften, approbierten und verpflichteten Hebamme versehen werden“.

Hebammenschülerinnen mussten in Gießen einen eigens eingerichteten „Lehrcursus“ absolvieren, der jährlich vom 1. März bis Ende Mai und vom 1. September bis Ende November durchgeführt wurde. Bedingungen für die Teilnahme daran waren folgende Eigenschaften der Schülerin: Sie musste „von guten Sitten und unbescholtenem Rufe, auch den weiblichen Einwohnern nicht unangenehm, mindestens 25 und höchstens 35 Jahre alt sein, das nötige Fassungsvermögen besitzen und im Lesen und Schreiben bewandert und nicht schwanger (!) sein“.

Die Ausbildungskosten für Unterricht, Kost und Logis in Höhe von 46 fl. und die Fahrtkosten musste die Gemeinde tragen. Die Besoldung sollte (um 1820) für die Hebamme mindestens auf den Wert von 1 Klafter Holz und 1 Malter Korn kommen. Für ihre Dienste bezog sie außerdem eine festgesetzte Gebühr. Die erforderlichen Geburtswerkzeuge hatte die Gemeinde anzuschaffen.

In Trais-Horloff wirkten seit 1842 folgende Hebammen: die Ehefrau des Johannes Schneider bis 1853, dann Benigna Bley, ab 1904 bis in die 50-er Jahre ist Katharina Schwarz, geb. Michel, Hebamme in Trais-Horloff. Für sie gilt das oben für Benigna Bley Gesagte ungeschmälert mindestens genauso, blickt man zudem auf die schwierigen Umstände in der Zeit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für ihre Arbeit zurück. Außerdem hat sie auch dazu beigetragen, dass ich selbst das Licht der Welt als in Trais Geborener erblicken konnte.

Zu den am häufigsten benutzten Redewendungen dürfte in meiner Kind- und Jugendzeit in den 50-er und 60-er Jahren der Spruch gewesen sein: „Ordnung ist das halbe Leben!“ Diese Ausrichtung an Einteilung, Übersichtlichkeit, Bestimmung und Einfügung prägte die Erziehung meiner Generation wie die einiger vorher auch. Dass mit einem sturen Ordnungsbegriff Schindluder getrieben werden kann, lässt sich an der Geschichte dieses Landes nur zur Genüge ablesen. Dass eine solche Orientierung nicht von Ungefähr kommt, kann bisweilen an Tätigkeiten oder Berufen von Vorfahren aufgezeigt werden. Damit bin ich beim Polizeidiener in Trais-Horloff, der seit 1842 mit ein paar Hosen, einem Gilet (Weste) aus blauem Tuch und einer Kappe als

Uniform die Obrigkeit verkörperte. 1920 übernahm Heinrich Nagel, mein Urgroßvater, diesen Posten und sorgte für Ordnung. Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und Ordnung war in jeder Gemeinde ein Polizeidiener anzustellen, der in kleineren Gemeinden (so auch in Trais-Horloff) das Amt des Ortsdieners mit ausübte. Die Verpflichtung und Vereidigung des Polizeidieners erfolgte durch das Gericht, seine Einstellung und Entlassung konnte nur mit Zustimmung der Regierungsbehörde erfolgen. Der Polizeidiener musste im Dienst die vorgeschriebene Uniform tragen, damit die Autorität des Staates auch äußerlich sichtbar war. Nach 1945 wurde aus bekannten Gründen der Polizei- zum Ortsdiener zivilisiert. Adolf Beppler wird mit seinen wöchentlichen Rundgängen mit der Schelle, um die öffentlichen Bekanntmachungen auszurufen, unvergessen bleiben für alle, die ihm jemals zuhören durften.

Der Polizeidiener war ausführendes Organ des Bürgermeisters als Ortpolizeibehörde in Strafsachen. Er hatte die Gesetzesübertretungen „wahrzunehmen und zu erforschen“ und die Täter zur Anzeige zu bringen. Und das Gesetz war engmaschig, sodass nicht wenige die Traiser Arrestzelle in der Hintergasse kennen gelernt haben. Der Spruch, dass „nicht alles so heiß gegessen wie gekocht wird“ dürfte nicht immer beachtet worden sein, denn die Ortpolizeibehörde war auch gleichzeitig Sittenpolizei und hatte „das Sittengesetz vor öffentlicher Verletzung zu schützen“. Dazu rechnete man Angriffe auf die Religion, Störung der Sonntagsfeier, unzüchtige Handlungen und Darstellungen, „lüderliche Dirnen“, wilde Ehen, Verbreitung revolutionärer oder unsittlicher Lieder durch herumziehende Musikanten, Wahrsager, nächtlicher Lärm, Ärgernis erregender Lärm in Wirtshäusern, Einhaltung der „Feierabendstunde“, Nachtschwärmerei, Herumziehen lediger Frauenspersonen und Burschen, unerlaubtes Hausieren, Lotterie- und Kartenspiele um Geld, Luxus in Kleidern (nach der früheren Kleiderordnung soll Wert auf Erhaltung der Volkstracht gelegt werden), Steuerung übertriebenen Aufwandes (z. B. Zechereien bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen), Misshandlung von Tieren und die Überwachung der Spinnstuben.

In einer Verordnung heißt es dazu: „Einen besonderen Gegenstand sittenpolizeilicher Aufsicht bilden in der Provinz Oberhessen die sogenannten Spinnstuben. Ohne Erlaubnis darf keine öffentliche Spinnstube abgehalten werden. Der Hausvater oder die Hausmutter, welchen die Abhaltung einer öffentlichen Spinnstube verstattet worden ist, sollen dafür verantwortlich sein, daß bei diesen Zusammenkünften keine unsittlichen Lieder gesungen, keine unsittlichen Reden geführt oder Handlungen begangen, nicht mit Würfeln oder Karten gespielt, keine Gästereien gehalten und keine leicht berauschenden Getränke genossen werden.“

Wieso sollten gerade die Spinnstuben mit dem „Sittengesetz“ kollidieren? In den Spinnstuben wurde gesponnen, doch nicht nur Fäden, sondern auch Lieder, Märchen, Sagen, Klatsch und Tratsch, außerdem das ewige Thema der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Neben der Arbeit ging es um die Pflege der Geselligkeit und der Gemeinschaft. Erich Dietz meint in seinem Buch über die „Oberhessische Volkstumskunde im Jahreslauf“, die Spinnstuben seien „ehemals der Inbegriff dörflicher Gemütlichkeit, harmlosen Jugendtreibens, Pflegestätte des Volksliedes und damit der Sangesfreudigkeit und Fröhlichkeit“ gewesen: „Sie waren die einzige Abwechslung der Dorfjugend während der sehr langen Winterabende.“

Idealisierend biedermeierlich beschreibt Dietz die Spinnstube als ein Idyll dörflichen Lebens: „Dort, wo es diese Männer- und Frauenspinnstuben gab, kamen dennoch die beiden Geschlechter im Verlaufe des Abends zusammen. Gearbeitet wurde nämlich lediglich bis 21 Uhr. Kurz danach erschienen dann die Burschen bei den Mädchen, und nun ging es meist dort sehr lustig zu. Beim Gesang schöner Volkslieder, bei Spiel und Scherz oder beim Erzählen alter Geschichten verflog die Zeit im Nu. Meist um 23 Uhr gebot der Nachtwächter Feierabend. Lachend und plaudernd verließ die Jugend das Spinnstubenhaus und strebte, nicht selten die Mädchen von ihrem Verehrer begleitet, der dann auch das Spinnrad trug, ihrem Zuhause zu. Jetzt wurde es ruhig im Dorf. Alle Menschen waren nun zur Ruhe gegangen, lediglich der Nachtwächter ließ von Stunde zu Stunde sein Horn erklingen.“ (S. 302) Ein weiterer Spruch könnte gut als Kommentar passen: „Wer's glaubt, wird selig.“

Dass in diesen früheren Kommunikationstreffpunkten und Eheanbahnungsinstituten nicht alles puppenstubenhaft zugegangen ist, belegt deren Verbot in Oberhessen um 1900. Kirche und Staat hatten mitunter schon seit dem 16. Jahrhundert etwas gegen die nach ihrer Ansicht unmoralischen Auswüchse in den Spinnstuben, weshalb die Ortspolizeibehörden angewiesen waren, besonders streng auf diese Zusammenkünfte zu achten, wird doch die Spinnstube in einem Buchtitel von 1991 verlockend als „Das Treibhaus der Unsittlichkeit“ titulierte. Doch selbst in Deutschland wurde (und wird) nicht alles, was angeordnet wird, untertänigst befolgt. So wurden die Stuben seinerzeit in volkstümlicher Weise wie folgt verteidigt: „Es wäre ein Attentat auf das Volksleben, wenn man dieselben unterdrücken wollte, denn sie gehören zu den großen Schlagadern, in welche sich das warme Herzblut des Volkes ergießt, um seinen verschiedenen Sphären in Gestalt kernhafter Lieder und erschütternder Erzählungen (Gespenster, Hexen und Verzauberungen) die erforderliche Lebenskraft zuzuführen.“ Das Ende der Spinnstuben waren nicht die polizeiliche Anordnung, auch wenn sie noch so anrücklich waren, sondern die Mobilität der Menschen und die moderne Unterhaltungsindustrie.

Das Licht, vor allem elektrisch erzeugt, war Ausdruck einer solchen Modernität. 1898 beschließt der Gemeinderat: „In Anbetracht, daß sich der Nachtverkehr in Folge des Bergbaues allhier gesteigert hat, indem viele fremde Bergleute allhier in Logis liegen, die Straßen durch Anschaffung von 6 Straßenlaternen zu erhellen und die Kosten aus der Gemeinde-Kasse zu bestreiten.“ Vorher gab es keine Straßenbeleuchtung.

Bis 1912/13 verwendete man Petroleumlaternen, später Spiritusglühlampen. Eine Petroleumlaterne mit Wandarm kostete ca. 36 Mark, eine Spiritus-Glühlicht-Laterne etwa 50 Mark. Die Jahreskosten pro Lampe betragen durchschnittlich 6 bis 10 Mark, so dass die Straßenbeleuchtung einschließlich Unterhaltung und Bedienung in Trais-Horloff auf etwa 300 Mark kam. Vor Einbruch der Dunkelheit ging der Laternenanzünder mit einer Leiter von Lampe zu Lampe und steckte sie an. 1899 versah diese Tätigkeit Ludwig Hirzinger, 1907 Heinrich Nagel für 190 Mark Jahreslohn. Die Beleuchtung der Straßen begann jährlich am 15. September. Erst am 7. Juni 1913 wurde das elektrische Ortsnetz und damit auch die Straßenbeleuchtung in Betrieb genommen. Auf je 100 Einwohner kamen zwei Lampen, den Stromverbrauch musste die Gemeinde bezahlen. Die Erstellung und Wartung der kompletten Straßenbeleuchtung übernahm die Provinz. Der Verkaufspreis für den Strom betrug für Licht 45 Pfennig pro Kilowattstunde, für Kraftstrom 12 bis 25 Pfennig. Der Laternenanzünder war überflüssig geworden.

Dafür gab es jedoch einen neuen Job, nämlich den des Stromablesers, der bis zum heutigen Tag in der Art einer innerfamiliären Dynastie in diesem Haus in zweiter Generation durch meine Mutter Hildegard Schießmann, geb. Nagel, wahrgenommen

wird. Und es gab eine weitere Aufgabe, die in der Hofreite von „Noachels“ beherbergt wurde: Trais-Horloff erhielt am 1.8.1929 eine eigene Poststelle, die Heinrich Nagel bis zum 31.12.1945 verwaltete. Vorher wurde die Traiser Post vom Hungener Postzustellbezirk miterledigt. Der Briefträger kam täglich gegen 12.00 Uhr und brachte die Post, die tags vorher schon in Hungen eingetroffen war. Wer jetzt denkt, dass ihm das alles als aktuell bekannt vorkommt, täuscht sich nicht, denn manchmal kehrt „alles Gute“ wieder... Die eigene Poststelle verdankt Trais-Horloff dem Bergbau, denn der Antrag der die Grube betreibenden Gewerkschaft „Friedrich“ führt zu deren Einrichtung. Die Begründung ist ebenfalls zeitlos aktuell: „Pakete, die morgens um 4 Uhr in Hungen ankommen, erhalten wir erst am Abend und bei Regenwetter in einem schlechten Zustand, denn der Weg des Postboten, der 4 - 6 Pakete zu tragen hat, führt von Hungen erst nach Langd, dann nach Rodheim, Neumühle, Trais-Horloff.“



Heinrich Nagel durfte als ehemaliges Mitglied der NSDAP die Poststelle nach 1945 nicht mehr weiterbetreiben. In die NSDAP musste er eintreten, damit er die Poststelle vor 1945 behalten konnte. So kann einem die „große Politik“ mitspielen. Die Post bekam Mariechen Nieß, Tochter eines Kommunisten und bekennenden Nazi-gegners. Die Geschichte der Nazizeit in Trais müsste insgesamt noch geschrieben werden, geht doch auch Prokosch in seiner Chronik nur kurz und oberflächlich auf die Jahre von 1933 bis 1945 ein. Es gäbe gewiss manches hinter einigen nach 1945 errichteten Fassaden zu entdecken, die bisweilen Abgründe von Unmenschlichkeit verbergen, wie beispielsweise im Zusammenhang mit den während des Kriegs im Bergbau eingesetzten Zwangsarbeitern. Aber andererseits wird ebenso von vielen Beweisen riskanten Mitgefühls und humaner Unterstützung durch Traiser Mitbürger berichtet!

So sollte man den eingangs erwähnten Spruch von der Ordnung, die das halbe Leben ist, mindestens damit ergänzen, den Mantel nicht nach dem Wind zu hängen, denn dann liegt leicht das Rückgrat frei, das gebrochen werden kann.

Gerade ein Haus weiter auf der selben Straßenseite komme ich zu der letzten Gastwirtschaft, die Trais-Horloff verblieben ist. Aus der einstmals blühenden „Kneipenszene“ ist die Gaststätte „Zum Horlofftal“, die heute von Paul Krieger betrieben wird, übrig geblieben. Die allgemeinen Gründe für das Sterben der Lokale liegen auf der Hand, sie müssen hier nicht im Einzelnen behandelt werden. Dennoch bleibt es erstaunlich, dass durch den Besuchermagnet See in dieser Hinsicht nicht ein Mehr an Angebot entstehen konnte. In den Sommermonaten wird immerhin an zwei Kiosken für die Versorgung der Besucher und Urlauber mit Essen und Trinken gesorgt, durch den „Kiosk am See“ und im „Kriegerdorf“ am östlichen Ortseingang.



Während Prokosch 1980 noch von vier Gastwirtschaften berichtet (Heidi und Berndt Hofmann mit der Gastwirtschaft „Zum Horlofftal“, früher Schäfer-Raab, Paul Krieger („Zum alten Rathaus“), „Siggi“ Wießner („Zum gemütlichen Eck“) und Otto Schneider), konnten in Trais in seinen „Glanzzeiten“ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an die zehn Gast- und Schankwirtschaften verzeichnet werden. Das hatte naturgemäß mit dem Bergbau und den in ihm arbeitenden Bergmännern zu tun, aber nicht nur: Auch die nicht im Bergbau beschäftigten Ortsbewohner gingen gerne und öfters in die „Wirtschaft“, um zum Beispiel „den Gänsner einzutun“, d.h. ein ordentliches Glas Schnaps am frühen Feierabend zu sich zu nehmen. In der Genehmigung für die Gastwirtschaft Ludwig Schneider, die 1898 „für nötig anerkannt wurde“, heißt es: „In Anbetracht, daß sich viele Bergleute hier niedergelassen haben“, wird Erlaubnis erteilt unter der Bedingung, daß „da die alte Schule in der nächsten Nähe steht, keine Störungen während des Unterrichts durch Singen und Jubeln, seis Tages- oder Abendzeit, erfolgen“. Es besteht „ein Bedürfnis, da die ankommenden Fremden hier nicht übernachten konnten und auch keine Stallung für Pferde bisher vorhanden war“.

Das Bier bezog man in dieser Zeit schon lange nicht mehr wie früher vom örtlichen Brauhaus, sondern fast ausschließlich von der Licher Brauerei, deren Produkte auch heute noch gerne nachgefragt werden, wenn auch in deutlich geringerem Umfang.

1940 wird die Gastwirtschaft Adolf Berg genehmigt, weil „durch den wiedereröffneten Baggerbetrieb des Braunkohlenschwelwerkes ‚Hefrag‘ und den dadurch erfolgten Fremdenverkehr ein Bedürfnis vor(liegt).“ Nachdem am Heiligabend 1944 das benachbarte Bellersheim von alliierten Bombern mit vielen Opfern, Verwundeten und Schäden attackiert worden war, wurde in der Nacht vom 1. auf den 2. März 1945 die Gastwirtschaft bombardiert. Diesem Angriff fiel der sechsjährige Horst Weber aus Saarbrücken zum Opfer, der zusammen mit seiner Mutter aus Sicherheitsgründen nach Trais-Horloff evakuiert worden war. Neben Verletzungen von vier Frauen und einem dreijährigen Kind war der Sachschaden beträchtlich, da 15 weitere Wohnhäuser mit einem Gesamtschaden von 50.000 RM beschädigt wurden. Zwar sollte wohl die Grube das Ziel des Bombers sein, aber sie wurde weder in dieser Nacht noch zu einer anderen Zeit Ziel eines Bombardements.



Die Gaststätte „Zum Horlofftal“ beherbergt drei Traiser Stammtische, zum einen den, der nach der Lokalität selbst benannt ist und am Freitagabend tagt, zum zweiten den Treffpunkt der Samstagabend-Herren und zum dritten den Stammtisch der „Grenzgänger“, der sich am Sonntagmorgen um ca. 11 Uhr bis zum Mittagessen im „Horlofftal“ einfindet. Der älteste dieser Stammtische dürfte zwar der „Horlofftal“ sein, doch sind die Grenzgänger seit ungefähr 30 Jahren die regesten, die sich in vielfältiger Weise um den Ort verdient gemacht haben. Die Mitglieder des Stammtischs sind jetzt mehrheitlich im Alter würdiger Senioren, was sie aber nicht hindert, nach wie vor bei gemeinschaftlichen Anliegen aktiv zu sein und großen Einsatz an den Tag zu legen. Bei ihnen wird ebenso gerne – durchaus nicht uneigennützig - die Tradition gepflegt, ob es um das „Hoink“-Kochen oder „Äppelwoi-Feste“ im Herbst, das Anbringen der überlieferten Namen an den einzelnen Hofreiten im Unterdorf, das Begehen des „Pirrschdoach“, Sangesauftritte in Hessenkitteln bei festlichen Gelegenheiten oder den Titel des Stammtischs selbst geht, auf den ich unten eingehe.

Ungefähr ein Jahrzehnt lang hatte der Stammtisch neben dem Treffen in der Gastwirtschaft sein Domizil im „alten Haus“ auf dem Grundstück Kurt Nagels, der von Anfang an auch der „gute Geist“ des Stammtischs ist. „Pädler“ Kurt ist als Organisator, Ideengeber und Finanzverwalter der heimliche Chef des gesamten Unternehmens. So war es auch nur logisch, dass nach dem Auszug der letzten Mieterin das alte Haus bis zum Abbruch dem Stammtisch zur Verfügung stand, um dort die wichtigen wöchentlichen Besprechungen und spirituellen Beschwörungen sowie Vernichtungsrituale durchzuführen. Seit etwa zehn Jahren ist das Haus abgerissen, Ersatz war jedoch schnell beschafft, indem ein Bauwagen an „der Bach“ zum gerne genutzten und tipptopp-gepflegten Stammtischtreffpunkt umfunktioniert wurde.



Dem sonntäglichen Besuch der Gaststätte geht der Gang durch die Gemeinde voran. Neben dem Nachrichtenaustausch über die Ereignisse der letzten Tage werden die dörflichen Anlagen fachmännisch inspiziert, Veränderungen, Unstimmigkeiten als auch Verunreinigungen werden zur Kenntnis genommen und an die Betroffenen weitergegeben. Ein besonders kritisches Augenmerk finden Bauvorhaben. Manchmal gibt es zur Stärkung unterwegs auch die eine oder andere „geistige Nahrung“, die in der Regel nicht abgewiesen wird. Mit ihrem Inspektionsgang übernehmen die „Grenzgänger“ bewusst das Brauchtum der Flurumgänge, das zu den ältesten dörflichen Ritualen in Oberhessen zählt. Sie wurden zumeist in der Zeit nach Pfingsten unternommen und haben einen rechtlichen und religiösen Ursprung: „Unter der Führung des Gemeindevorstehers schritten einst die Feldbesitzer ernst und würdig durch die Gemeindefluren. Offene Kritik traf den, der sein Feld schlecht bestellt hatte, aber auch mit Lob dem Fleißigen gegenüber wurde nicht gespart. Notwendig gewordene Verbesserungen an Gräben, Dämmen und Wegen, die die Allgemeinheit angingen, wurden direkt an Ort und Stelle besprochen. Man ließ sich bei diesen Flurumgängen Zeit, dies hatte den Vorteil, daß man am Schluß in jeder Hinsicht, was die Gemeindefluren anging, Bescheid wußte.“ (Dietz, Oberhessische Volkstumskunde, S. 159)

Begonnen haben die Flurumgänge mit der Kontrolle der Feldsteine alle sieben Jahre nach der Besitzverteilung. Martialisch bestraft wurden diejenigen Zeitgenossen, die den Besitz missachteten und gar die Grenzsteine beseitigt hatten: »Es ist recht, daß man denselben sull graben ins loch, darin der malstein ist gestanden, in die erden bis an sein görtel und sulle dann mit dem plug (= Pflug) und vier pferden ober en faren!« An anderer Stelle heißt es sogar: »So sich jemand vermesse, den markstein ausgröbe, den sull man gleichs dem gurtel in die erd grabe und sull inne mit einem plug durch sein herze faren!« (ebd.)

Der religiöse Zweck der Umgänge diene der Beschwörung vor Unheil oder Unwettern gerade im Frühjahr nach der Aussaat. Selbstverständlich ruhte an den Tagen des Flurumgangs die Arbeit, es wurde gefeiert. Ein ehemaliger Bürgermeister von Biedenkopf namens Grünwald unterstreicht die Bedeutung des Grenzgangfestes in poetischer Form:

*»Das Grenzgangfest, ein Fest aus alter Zeit,
mit seinen Bräuchen, seinen schönen Sitten,
wie machte es die Herzen stets so weit,
wenn uns're Väter ihm entgegenschritten!
In alter Zeit ein Fest von hohem Wert,
der lieben Heimat Grenzen uns zu wahren,
ein Fest der Freude heut', das uns beschert,
um das begeistert wir vereint uns scharen.«*
(ebd., S. 160)

Es ist unschwer zu erkennen, dass sich die „Grenzgänger“ in eine Tradition gestellt haben, die das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Es bleibt nur zu wünschen: Auf viele Jahre!

Die Gemeindefinanzen dürfen nicht übergangen werden, gerade nicht in Trais-Horloff mit seiner wechselhaften Geschichte in den letzten 200 Jahren. Trais-Horloff gehörte wie die anderen Rieddörfer auch von 1548 bis 1806 zur Grafschaft Solms-Laubach, von 1806 bis 1918 zum Großherzogtum Hessen-Darmstadt, danach zum Volksstaat und ab 1945 zum Land Hessen. An diese Institutionen waren und sind Abgaben und Steuern in unterschiedlicher Weise zu leisten. So bestanden seinerzeit die Hauptausgaben in der Abgabe in die „Kriegscassa“ und weiterer Contributionen (Steuern) an die Herrschaft in Laubach. 1730 hatte die Gemeinde 738 fl. an Einnahmen, wovon sie 389 fl., also mehr als die Hälfte, zur Kriegskasse abführen musste. Für Investitionen im eigenen Gemeindegebiet blieb gewöhnlich nicht mehr viel übrig. Das Dorf selbst nahm erst mit dem Beginn des Bergbaus einen deutlichen Aufschwung, der seit dessen Einstellung nicht wieder erreicht werden konnte.

Verwaltet wurden die Gelder in Trais bis 1970 durch den Gemeinderechner. Seit der Eingliederung in die Stadt Hungen werden die Finanzen der Stadt und Ortsteile dort bewirtschaftet. Über den eigenen Rechner wird zum ersten Male 1813 berichtet, als Johann Heinrich Schneider als solcher erwähnt wird. 1842 ist es Heinrich Raab, 1843 Philipp Bornmann, der eine Kautions von 200 fl. hinterlegen musste.

Die Rechnung musste bis 1820 im Unteramt vorgelegt werden, wo sie der dortige Amtmann „abhörte“ (prüfte). Ein etwaiges Defizit hatte der Bürgermeister aus eigener Tasche ausgleichen: Man stelle sich vor, dies gälte für alle Regierungen der Gebietskörperschaften heutzutage...

Um die Jahrhundertwende war Heinrich Karl Hublitz Gemeinderechner, der als Kautions seinen Acker „Am Entenpfuhl“ einbrachte. 1919 legte er sein Amt nieder. Das Kreisamt ernannte als Nachfolger seinen Sohn Adolf Hublitz, der 1934 laut Verfügung des Kreisamtes vorläufig seines Dienstes enthoben wurde. Nun ist die Stelle vakant, und die Geschäfte führt ab 12. 11. 1934 der Utpher Rechner Schäfer für 50 RM monatlich. Am 16. 12. 1935 übernimmt das Rechneramt Wilhelm Raab, Stellvertreter wird sein Sohn Walter, als Kautions werden 8 000 RM festgelegt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wird am 23. 6. 1945 Ludwig Eduard Schneider Gemeinderechner.

Ihm folgte Ludwig Schmidt von 1957 bis 1968, der nach Wilhelm Schneider von 1946 bis 1968 für zwei Jahre der letzte Bürgermeister der selbstständigen Gemeinde Trais-Horloff war. Letzter Gemeinderechner bis zur Eingliederung nach Hungen war Willi Schäfer. Trais-Horloff brachte ein ansehnliches Guthaben nach Hungen mit.

In der Hofreite von Ludwig Schmidt, die nach seinem Tod von seinem Sohn Jürgen weitergeführt wurde, ereignet sich einmal jährlich eine besondere Verwandlung. Jedes Mal am Fastnachtstienstag wird aus einem jungen Traiser Mann – der, wie die letzten Jahre beweisen, auch schon ein bisschen älter sein darf – ein Bär aus Stroh. Der Bursche wird mit Getreidestroh bis zur



Unkenntlichkeit umwickelt. Diese Maskerade gehört zum Fastnachtsbrauch, das in Trais-Horloff schon lange gepflegt wird. Zusammen mit dem Bärenführer und einer Gruppe urtümlich in Lumpenklamotten verkleideter junger Menschen geht es dann



durchs Dorf. Und es wird Lärm gemacht, damit der Winter mit seinen bösen Geistern verschwindet. Natürlich wird bei den einzelnen Haushalten und Durchreisenden, die sich erwischen lassen, gesammelt: Eier, Wurst, Speck, Geld. Das Ergebnis wird abends in der Wirtschaft „vernichtet“. Verbrannt wird zum Schluss um Mitternacht das Stroh des Bären auf dem „freien Platz“. Das Feuer ist das Symbol des Lichts, das gegen die lange Winternacht ins Feld geführt wird. Außerdem signalisiert es den Beginn der Fastenzeit, die in den letzten Jahren wieder häufiger und nicht nur von gläubigen Christen befolgt wird. Leider klappt das Vertreiben des Winters durch diese Form der Geistervertreibung nicht immer. Das ist nicht nur vom jeweiligen Termin der Fassenacht abhängig – je später, desto größer die Chancen auf Erfolg -, sondern auch von der offensichtlich wenig beeinflussbaren Großwetterlage. In diesem Jahr, in dem ich dies aufschreibe, herrschen selbst drei Wochen nach Fastnachtdienstag noch Anfang März die kältesten Temperaturen seit vielen, vielen Jahren, obwohl die Strohbärtruppe sich dieses Mal besonders angestrengt hat!

Über die Riedgasse gelange ich ins Freie, muss meinen Weg jedoch den Begrenzungen entlang nehmen, die durch den See, das ehemalige Baggerloch, und die zahlreichen eingehegten Grundstücke der Seeanwohner vorgegeben sind. Heute gehe ich auf asphaltierten Wegen, vor 100 Jahren war das alles ganz anders beschaffen:

„Dort, wo die Riedgasse an die Bach stieß, also bei der Gemeindebleiche [für die gelblichen selbst gewebten Leinentücher] gab es in meiner Jugend keine Brücke wie heute. Für Fußgänger lagen aber drei Schrittsteine im Wasser, sodaß man trockenen Fußes auf das andere Ufer kommen konnte. In der Höhe der Schrittsteine erweiterte sich der am Bachufer entlang ge-

hende Weg, und mitten auf diesem breiten Platze stand ein mächtiger Lindenbaum. In seinem Schatten lag im Sommer meist die Traiser Schafherde, bewacht von zwei Schäferhunden, wenn der Schäfer über Mittag zu Hause war. Neben diesem Platze – nach der nahen Horloff zu – war die Gänseweide in einem umzäunten kleinen Erlenwäldchen. Morgens wurden die Gänse dorthin getrieben und abends wieder abgeholt. (...)



Etwa 50 Meter hinter dem Lindenbaum führte das Anschlussgleis der Grube in einem ca. 3 m hohen Viadukt über die Bach und den Uferweg. Dort konnte sich auch die Grubenlokomotive das für den Dampfkessel benötigte Wasser aus dem Bach pumpen.

Hinter dem Viadukt führte der Weg nur noch ein kleines Stück am Bachufer entlang bis zur ‚Kuhbrücke‘ (eine schlichte, schmale aus Steinen in leichtem Gewölbe gemauerte Brücke). Dort begann die Inheidener Gemarkung. Von Inheiden kommend führte ein Weg, der Inheidener Viehtrieb, über diese Brücke; denn noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hatten die Gemeinden Trais und Inheiden die große Weide im Horloffbogen gemeinsam. (...)

Die Kuhbrücke verfiel seit dieser Zeit. In meiner Jugend hatte sie nur noch ein schiefhängendes Gelände und zerbröckelndes Mauerwerk. Aber es war ein stiller Ort, von dem aus man einen umfassenden Blick auf Trais hatte.“

In entgegengesetzter Richtung blickt man auf die Nachtweide, auf der das Zeitalter der Brennstoffgewinnung für Trais-Horloff ab 1838 begann. Nachdem die Verwaltung des Grafen Solms-Laubach, der nach einem Erlass von 1820 als ehemaliger Ständesherr das Vorzugsrecht überlassen bekommen hatte, Mineralien und Fossilien zu schürfen, bei der Traiser Gemeinde den Torfabbau beantragt hatte, reagierte der Traiser Bürgermeister Düringer ablehnend. Denn Torf war weder ein Mineral noch gar ein Fossil. Sein Ziel war es, bei den gestiegenen Holzpreisen die Torfstecherei durch die Gemeinde selbst abwickeln zu lassen. Die Genehmigung durch den Kreis wurde am 20.11.1837 erteilt mit der Bedingung, „daß dem Wasser, das in den ausge-

hobenen Stellen sich sammelt, ein gehöriger Abzug verschafft werde, so daß keine Löcher stehenden und böße Ausdünstung verbreitenden Wassers entstehen“. Am 7. Mai 1838 beginnt das Probestechen, durch das innerhalb von acht Tagen 24 000 Stück Torf gestochen werden konnten. Die Qualität des „neuen“ Brennmaterials scheint ausreichend gewesen zu sein. Die Traiser konnten sich nun selbst Torf stechen und brauchten die hohen Holzpreise nicht mehr zu fürchten. Mit Genugtuung kann der Bürgermeister am 23. Juni 1839 berichten: Die Zeit naht heran, die es möglich macht, Torf zu verkaufen.

Beim Torfstechen wurden 18 - 20 Mann beschäftigt. Der in Trais-Horloff gewonnene Torf stellte auch für die umliegenden Gemeinden einen willkommenen Ersatz für das teure Brennholz dar. So liegt vom Jahre 1839 eine Liste über die Abgabe des Torfes an die Einwohner von Trais-Horloff und über den Verkauf nach außerhalb vor. Danach erhielten Ortseinwohner zwischen 1 000 und 10 000 Stück jährlich. Außerdem wurde an folgende Gemeinden Torf verkauft: Utphe, Inheiden, Hungen, Steinheim, Rodheim, Hof Graß, Bellersheim, Berstadt, Villingen, Bettenhausen, Dorf-Güll, Muschenheim, Melbach und Steinbach. Ortsbürgern selbst war es untersagt, einen Teil ihres zugeteilten Torfes nach auswärts zu verkaufen. Diejenigen, die es trotzdem taten, wurden im darauffolgenden Jahr von der Verlosung ausgeschlossen.

Die Vertragsbedingungen für die Arbeiten lauteten 1839:

- „1. Innerhalb von 3 Monaten (von Mai bis 1. August) sind eine Million Torfsteine zu stechen.
2. Torfsteine, die ‚Leth‘ oder Torferde enthalten, dürfen nicht verwendet werden .
3. Der Platz, wo gestochen werden soll, wird genau angewiesen.
4. Über die Weiterbehandlung des Torfes wird der Steigerer unterrichtet. (Sobald der Torf an der Luft getrocknet ist, muß er umgesetzt werden. Die Torfsteine werden auf Haufen zu 1 000 und 5 000 Stück gesetzt. Alle 14 Tage sind die Haufen umzusetzen.)
5. Alle 14 Tage wird Zahlung geleistet. Ein Drittel vom Verdienst kann einbehalten werden, falls die Million Torfsteine nicht termingerecht gestochen ist.
6. Der Bewerber hat eine ‚Caution‘ von 300 fl. zu leisten.
7. Dem Steigerer ist es verboten, Torfsteine ohne Anweisung des Bürgermeisters oder Rechners abzugeben, andernfalls er mit einer Strafe von 5 fl. für jeden Übertretungsfall zu rechnen hat.
8. Für das Tausend zu laden erhält der Steigerer 2 Kreuzer ‚von den Fremden‘, während den hiesigen Ortseinwohnern unentgeltlich aufgeladen werden muß.
9. Das ‚Arbeitsgeschirr‘ (Schubkarren, Spaten) wird dem Steigerer ‚ganz‘ geliefert und ‚muß er es wieder so abliefern, wie er es übernommen hat‘.“

In späteren Jahren wurden gewöhnlich 700 000 Stück gestochen. Der Arbeitslohn für das Tausend schwankte. So betrug er 1840 45 Kreuzer, 1841 36 Kr., 1842 23 Kr. und 1845 25 Kreuzer.

1858 beschwert sich der Bürgermeister über die Gemeinde Inheiden, da diese das in ihrer Gemarkung entspringende Wasser statt wie früher in die „alte schwarze Bach“ neuerdings in die „neue schwarze Bach“ leitet, wodurch die Torfgrube unter Wasser zu leiden habe und der Gemeinde Trais-Horloff ein bedeutender Schaden entstanden sei. Dieser Beschwerde folgte eine Anordnung des Kreisamtes, daß eine weitere Genehmigung zum Betrieb „der Torfgräberei“ nur dann erteilt werden

könne, wenn für die Ableitung des Wassers durch einen Entwässerungsgraben von der Sole der Grube zum Riedbach gesorgt und mit der Durchführung der Arbeiten ein Bauaufseher beauftragt werde. Nach einem Gemeinderatsbeschluss vom 2.5.1859 wird die Leitung der Grube gegen ein jährliches Honorar von 12 fl an den Bauaufseher vergeben.

Die Betriebsgenehmigung der Torfgrube dauerte bis 1866. Der Betrieb wurde eingestellt, nachdem die Grube nicht nur den Einwohnern von Trais-Horloff, sondern auch der engeren und weiteren Umgebung 30 Jahre lang einen billigen Brennstoff geliefert und der Gemeinde eine willkommene jährliche Einnahme gebracht hatte. Es dauerte nur wenige Jahre und der Abbau der Braunkohle begann in der Traiser Gemarkung im großen Stil.

Heute ist das Gelände in der Nähe des Inheidener Wasserwerks fast urwaldartig unzugänglich. Als Kind erlebte ich dieses Gebiet als einen herrlichen natürlichen Abenteuerspielplatz, der die kindliche Phantasie begeisterte. Es war schon etwas unheimlich in diesem Dschungel, der auch noch ziemlich weit von Trais entfernt liegt, aber das hatte auch seine Reize: Nicht nur war es möglich, von einem hoch hervorragenden Grasstumpf zum nächsten zu springen, sondern auch ganze Baumhäuser zusammen mit anderen Traiser Jungen mitten in das Dickicht hinein-zubauen. Sie durften jedoch nicht von Dauer sein, bis heute ist es mir ein Rätsel, wer uns damals aus der Nachtweide vertreiben wollte.



Die Horloff, die sich in der Nähe entlang windet, könnte es sagen, aber sie schweigt. Sie würde dieses Rätsel und viele weitere vielleicht lösen, würde man den Gedanken folgen, die Andreas Maier seiner gerade an Pfingsten gestorbenen Hauptfigur in dem Roman „Wäldchestag“ nahe legt. Das Buch des jungen

Friedberger Schriftstellers spielt wenige Kilometer horloffabwärts in Florstadt, kurz bevor die Horloff in der Nidda aufgeht:

„Zwischen der Beschäftigung mit Gräsern und Vögeln und der mit Büchern, Bildern und der Musik habe er keinen Unterschied gesehen, wer das eine wolle, sei auch zu dem anderen verpflichtet, so sei es im Dasein der Menschen, aber das sei ein Gedanke, den man gemeinhin nicht begreife, schon gar nicht in Florstadt. In Florstadt komme man seiner Arbeit nach, das reiche ihnen, dort begreife man gar nichts. Adomeit habe lange Zeit lieber die Gesellschaft der Gräser und der Vögel als die der Florstädter gesucht. Er habe aber auch gern in die Horloff hineingeblickt, aber nicht einmal den landläufigen Grund für das Hineinblicken in einen Fluß hätten sie verstanden, die Florstädter. Daß das Dasein sein ideales Abbild in einem Fluß habe, und zwar nicht nur als abstrakte Idee, sondern als konkrete, mitverfolgbare Ausformung in jedem Augenblick, das verstehen sie nicht, die Florstädter. Sie verstehen lediglich, ihre Abwässer in die Horloff hineinzuleiten und ihren Müll zu nächtllicher Stunde in diese hineinzuwerfen, um nicht gesehen zu werden. Adomeit, an der Horloff sitzend, habe immer beides gesehen, den Fluß als Abbild des Seins und als Verwüstung desselben durch die Wetterauer.“



Trais-Horloff (Oberhessen)



Hier beende ich meinen Streifzug durch Trais. Ich stehe nicht mehr auf einem Berg, der einen Ausblick gewährt, sondern am sauber und träge dahinfließenden Wasser der Horloff und schaue – Adomeit eingedenk – hinein. In den Sinn kommt mir ein Märchen, das ich 1962 am Ende der Festschrift zum 50-jährigen Bestehen des Turnvereins lesen konnte: „Es war einmal ein Dörfchen, das im lieblichen Tale der Hornaffa lag und von fruchtbaren Feldern und Obstbäumen umgeben war. Die Bewohner des Dorfes waren nicht reich, aber auch nicht arm. Bauern waren und wollten sie bleiben.

Doch eines Tages wurden sie aus ihrem beschaulichen Leben geweckt. Fremde Männer kamen und bauten riesige Greifer und Bagger auf, die sich in den Leib der Felder wühlten. Braunkohle suchten sie, sagten die Männer. Hei, war das jetzt ein neues Leben in dem einst so verträumten Dörfchen! Wie rann das Geld durch die Finger der Frauen und der Schnabus durch rauhe Männerkehlen! - -

Aber ein Acker nach dem anderen fiel den Stahlungeheuern zum Opfer. Zuletzt gähnte ein riesiges Loch, das sich langsam mit Wasser füllte, da, wo einst satte Ährenfelder wogten. Die fremden Männer verschwanden und mit ihnen ihre stählernen Riesen. Zurück aber blieben die Bewohner des Dörfchens und - Not. Doch wen stört das?

In dem großen Teiche, der aus dem Loch entstand und dessen Wellen bis an den Rand des Dörfchens spülen, tummeln sich muntere Fischlein. So mancher fette Karpfen zappelte schon an der Angelschnur und wurde glücklich geländet. Doch noch keiner hat den sagenhaften Glücksfisch gefangen, der dem Dörfchen wieder seinen alten Wohlstand bringen soll. Ganz leicht ist es auch nicht. Denn wieder erschienen fremde Männer, doch diesmal mit Spaten und Schaufel. Flugs bauten sie einen Zaun um den See.

Jetzt stehen sie da am Zaun, die Dörfler, und schauen nach ihrem See, in dem der Glücksfisch schwimmt. Aber fangen werden sie ihn nun so leicht nicht. Es sei denn, sie schaffen sich Angelruten an, die so lange sind, wie ihre Hauptstraße.“

Literatur

Mein Streifzug durch Trais-Horloff entstand durch eigene Beobachtungen und Überlegungen, durch die Hilfe älterer Traiser – vor allem meiner Eltern - sowie unter Verwendung folgender Bücher:

- Friedrich Prokosch: Chronik von Trais-Horloff, in: Festschrift und Ortschronik zur 1200-Jahrfeier von Trais-Horloff vom 13. Juni 1980 bis 16. Juni 1980
- Hermann Düringer: Traiser Dorfgeschichte, Privater Ordner – zusammengestellt Ende der 1970-er Jahre
- Herbert Engel und Willi Hechler: Hungen und seine Stadtteile in alten Ansichten, Selbstverlag 1986
- Erich Dietz: Von Korinthenmännchen und Himmelsbriefen, Oberhessische Volkstumskunde im Jahreslauf, Gießen (Verlag der Ferber'schen Universitätsbuchhandlung) 1994
- Friedrich Prokosch: 1200 Jahre Hungen, Chronik unserer Stadt 782 – 1982
- Georg Büchner: Werke und Briefe, München u. Wien (Carl Hanser-Verlag) 1980
- Johann Wolfgang Goethe: Die Leiden des jungen Werther, in: ders.: Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Band 6, Romane und Novellen I, München (dtv) 1998
- Guntram Vesper: Nördlich der Liebe und südlich des Hasses, Frankfurt (Fischer-Taschenbuchverlag) 1981
- Heinrich Heine: Deutschland, Ein Wintermärchen, Stuttgart (Reclam) 1974
- Andreas Maier: Wäldchestag, Frankfurt (Suhrkamp) 2000
- Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Turnvereins 1912 Trais-Horloff verbunden mit dem Gau-Kinderturnfest 1962

